

4. Methodologisches und methodisches Verfahren

4.1 Auswahl der Interviewteilnehmerinnen

Die vorliegende empirische Untersuchung basiert auf dem Datenmaterial 17 biographisch-narrativer Interviews mit Frauen aus Lateinamerika, deren Leben von Migration geprägt ist. Die Stichprobengrösse legte ich nicht vorab fest. Bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen ging ich offen gemäss dem Prinzip des *theoretical samplings* von Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) bzw. Anselm Strauss und Juliet Corbin (1996) vor. Hierbei handelt es sich um ein Verfahren, das eine fortlaufende Auswahl des empirischen Materials im Forschungsprozess beschreibt, wobei sich diese Auswahl an der Analyse der bereits erhobenen Daten orientiert (Rosenthal 2011: 85). Dieser Prozess der Forschung ist laut Glaser und Strauss (1998: 52) zirkulär und eng miteinander verzahnt, das heisst, Datenerhebung und Auswertung des Datenmaterials erfolgen gleichzeitig und beeinflussen sich gegenseitig:

„Theoretisches Sampling meint den auf die Generierung von Theorie zielenden Prozess der Datensammlung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind. Dieser Prozess der Datenerhebung wird durch die im Entstehen begriffene – materiale oder formale – Theorie kontrolliert“ (Glaser und Strauss 1998: 53).

Der Prozess des theoretischen Sampling gilt als beendet, wenn eine „theoretische Sättigung“ erreicht ist (Strauss und Corbin 1998: 69). Gemäss Rosenthal (2011: 85) tritt eine Sättigung bei der am Einzelfall orientierten rekonstruktiven Analyse dann auf, „wenn keine Fälle mehr gefunden werden, die die Konstruktion eines neuen Typus erfordern oder die bisherigen theoretischen Verallgemeinerungen noch modifizieren könnten“. Die Entscheidung, ob eine theoretische Sättigung erreicht wurde, wie Kelle und Kluge (2010: 49) verweisen, „ist schliesslich nicht nur abhängig von den Daten, sondern auch von Auffassungsvermögen und theoretischer Sensibilität der Forscherin“. Bei der Auswahlstrategie der Forschungspartnerinnen orientierte ich mich konkret an folgenden Kriterien: Geschlecht (weiblich); Herkunft (Lateinamerika); Art der Migration (erste Generation: nicht in der Schweiz geboren); mit Aufenthaltsbewilligung; Wohnort in der Deutschschweiz sowie eine diagnostizierte Depression. Mit steigender Anzahl durchgeführter Interviews versuchte ich bei den Merkmalskombinationen, die für die Fallauswahl von Bedeutung sind, weitere Faktoren zu beachten (wie beispielsweise

verschiedene Bewältigungsstrategien und Behandlungsformen einer Depression etc.). Wenig und gut Qualifizierte sowie verschiedene Berufe und Berufssituationen waren für die Auswahl interessant, und es wurde vermieden, nur Akademikerinnen oder nur Bildungsferne zu interviewen, sofern diese Information vor dem Interview zugänglich war. Die berufliche Qualifikation der Befragten stand somit nie im Vordergrund. Die Bildungsabschlüsse der 17 befragten Migrantinnen sind sehr unterschiedlich und reichen von Migrantinnen mit Abschluss einer beruflichen Grundausbildung bis hin zu Migrantinnen mit Universitätsstudium. Drei Frauen haben im Anschluss an ihre Schulzeit eine berufliche Grundausbildung absolviert. Von diesen drei beruflich qualifizierten Migrantinnen weisen zwei eine Ausbildung auf Sekundarstufe II auf, wobei eine Frau sich zur Coiffeuse und die andere zur Marketing-Fachfrau und Eventmanagerin ausbilden liess. Die dritte ist Künstlerin, die als Ballerina weltweit tätig war. 14 Frauen haben ein Hochschulstudium absolviert oder zumindest angefangen. Elf Studienteilnehmerinnen weisen eine universitäre Ausbildung mit Abschluss und drei Frauen eine universitäre Ausbildung ohne Abschluss auf. Es stellte sich heraus, dass unter den Gesprächspartnerinnen der 17 ausgewerteten Interviews keine Frau dabei ist, die nicht oder wenig qualifiziert ist. Insofern liegt der Schluss nahe, dass über Depression zu sprechen für bildungsferne Frauen eine grössere Hürde darstellt. Des Weiteren ist auffällig, dass keine Migrantin aus Brasilien und den spanischsprachigen Karibischen Inseln wie Kuba oder der Dominikanischen Republik an der Studie teilnahmen. Das lag aber nicht daran, dass Migrantinnen aus diesen Herkunftsregionen nicht an Depression erkrankten oder sich weigerten an einem Interview teilzunehmen, sondern es konnten keine Kontakte zu Frauen aus diesen Ländern hergestellt werden.

4.2 Profil der Forschungsteilnehmerinnen

Alle 17 Gesprächspartnerinnen des Forschungsprojektes sind spanischsprachige Lateinamerikanerinnen und stammen aus acht Ländern Lateinamerikas: Kolumbien (4), Venezuela (3), Peru (3), Mexiko (3), Guatemala (1), Ecuador (1), Chile (1), Argentinien (1). 16 Frauen kommen aus einem städtischen und eine Frau aus einem ländlichen Umfeld.

Zum Zeitpunkt der Forschung waren die 17 Teilnehmerinnen im Durchschnitt 45 Jahre alt. Die jüngste Migrantin ist 28 Jahre und die älteste 77 Jahre alt. Vier Frauen sind zwischen 30 und 39 Jahren alt, fünf Frauen zwischen 40 und 49 Jahre, fünf Frauen zwischen 50 und 59 Jahre alt, eine Frau ist 60 Jahre alt. Alle Frauen sind Migrantinnen der ersten Generation.

Der häufigste Migrationsgrund der 17 Gesprächspartnerinnen ist Heirat (13), auch „love migrants“ genannt (vgl. Riaño 2003, 2005), gefolgt von Arbeit und Ausbildung (3) und Flucht vor gewalttätigem Ehemann im Herkunftsland (1). Diese Frau kam mit einem Touristenvisum in die Schweiz, lebte danach einige Jahre als Sans-Papiers bis sie ihren zweiten Ehemann kennenlernte, der aus Kolumbien kommt und seit über 30 Jahren in der Schweiz lebt. Insgesamt wird deutlich, dass die Familienmigration und nicht die Arbeitsmigration die wichtigste Zuzugsmotivation für Migrantinnen darstellt.

Zwei Drittel der Studienteilnehmerinnen lernten ihren zukünftigen Ehemann in Lateinamerika kennen (11). Ein Drittel der Frauen hingegen ist dem Ehemann in der Schweiz begegnet (6). Die Mehrheit der Interviewpartnerinnen hatte nicht den

Wunsch ihr Herkunftsland zu verlassen. Sie setzten sich mit dem Gedanken an eine Migration auseinander, erst nachdem sie sich in einen Schweizer Mann verliebt hatten. Die Migration erfolgte in den meisten Fällen aufgrund einer binationalen Ehe mit einem Schweizer, der in der Schweiz leben wollte. Elf Frauen besuchten die Schweiz vor der Migration als Touristinnen und eine als Au-pair. Sechs Frauen hingegen migrierten in die Schweiz, ohne das Land vorher gesehen zu haben. Fast die Hälfte der interviewten Frauen hat vor der Migration in die Schweiz in mindestens einem anderen Land gewohnt, gearbeitet oder studiert.

Die Forschungsteilnehmerinnen hatten in der Regel vor der Migration keinen Kontakt zu anderen LateinamerikanerInnen, die bereits in der Schweiz lebten, oder zu in der Schweiz lebenden SchweizerInnen, die sie als TouristInnen in Lateinamerika kennengelernt hatten. Sie konnten folglich nicht auf transnationale soziale Netzwerke in der Schweiz zurückgreifen, was den Migrationsprozess erleichtert hätte.

Knapp zwei Drittel der Migrantinnen sind verheiratet (10), fünf Frauen sind geschieden und zwei Frauen sind verwitwet. Zwei Drittel der Studienteilnehmerinnen haben Kinder (12) und ein Drittel hat keine Kinder (5). Von den zwölf Migrantinnen mit Kindern sind drei Frauen jeweils mit zwei Kindern, einem Kleinkind und einem Säugling, in die Schweiz eingereist, bei sieben Migrantinnen sind die Kinder in der Schweiz geboren und zwei Migrantinnen haben ihre Kinder im Herkunftsland auf die Welt gebracht und diese bei der Migration zunächst zurückgelassen. Eine dieser Migrantinnen floh vor ihrem gewalttätigen Mann und liess ihre zwei Kinder bei ihm zurück. Eine weitere Migrantin reiste in die Schweiz ohne ihre erwachsenen Kinder.

Insgesamt führen bzw. führten 16 von 17 lateinamerikanischen Frauen eine binationale Ehe, davon sind 15 Frauen mit einem Mann aus Europa und zwei Frauen mit einem Mann aus Lateinamerika verheiratet. Knapp zwei Drittel der lateinamerikanischen Migrantinnen sind oder waren mit einem Schweizer verheiratet (10), zwei Migrantinnen mit Österreichern (2), wobei einer in der Schweiz geboren ist und der andere während seiner Jugend in die Schweiz kam, zwei Migrantinnen mit Deutschen (2), eine Migrantin mit einem Spanier/Argentinier (1) und zwei Migrantinnen mit Kolumbianern (2). In diesen beiden lateinamerikanischen Ehen haben sich in einem Fall beide kolumbianischen Ehepartner erst in der Schweiz kennengelernt. Im anderen Fall stammt die Frau aus Guatemala und war in erster Ehe mit einem Mann aus Honduras¹ verheiratet. Nach der Migration lernte sie in der Schweiz ihren zukünftigen zweiten Ehemann kennen, der aus Kolumbien kommt und seit 30 Jahren in der Schweiz lebt.

Die 17 lateinamerikanischen Frauen lebten zum Zeitpunkt der Befragung im Durchschnitt seit insgesamt 15 Jahren in der Schweiz und zwar in den vier deutschsprachigen Kantonen Basel-Stadt (4), Basel-Landschaft (7), Bern (5) und Zürich (1). Die als letzte in die Schweiz migrierte Frau lebte dort seit sechs Monaten und seit 37 Jahren die am längsten in der Schweiz lebende Migrantin. Die Aufenthaltszeit der Migrantinnen in der Schweiz beträgt im Detail: drei Frauen zwischen sechs Monaten und fünf Jahren, vier Frauen zwischen sechs und zehn Jahren, vier Frauen zwischen elf und 19 Jahren, vier Frauen zwischen 20 und 29 Jahren und zwei Frauen zwischen 30 und 39 Jahren haben in der Schweiz ihren Lebensmittelpunkt. Die Zeitspanne der Migration meiner Gesprächspartnerinnen reicht von 1976 bis 2014. Die meisten Frauen migrieren

¹ Auf Wunsch der befragten Migrantin habe ich die Nationalität des ersten Ehemannes geändert. Sie floh vor ihrem gewalttätigen Mann, der jedoch weiss, dass sie in der Schweiz lebt.

ten im Zeitraum zwischen 1990 – 1999 in die Schweiz (7). Während der Jahre 2000 und 2009 reiste ein weiteres Drittel der Frauen (6) in die Schweiz ein. Von 1970 – 1979 (1) und von 1980 – 1989 (1) kam jeweils eine Frau und von 2010 bis 2014 (2) kamen zwei Frauen in die Schweiz.

Zum Zeitpunkt der Einreise in die Schweiz waren die Lateinamerikanerinnen im Durchschnitt 31 Jahre alt. Die jüngste Migrantin war 22 Jahre und die älteste Migrantin 53 Jahre alt. Die Mehrheit der befragten Lateinamerikanerinnen war bei der Migration in die Schweiz zwischen 20 und 29 Jahre (8), sieben Frauen sind zwischen 30 und 39 Jahre und jeweils eine Frau zwischen 40 und 49 (1) sowie zwischen 50 und 59 Jahre (1) alt.

Alle Gesprächspartnerinnen verfügen über eine Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung (B- und C-Bewilligungen sowie schweizerische Staatsbürgerschaft). Etwas mehr als ein Drittel der Frauen (8) hat eine schweizerische Staatsbürgerschaft, sechs Frauen haben eine permanente Niederlassungsbewilligung (C-Bewilligung) und drei Frauen besitzen eine provisorische Aufenthaltsbewilligung (B-Bewilligung).

Die Studienteilnehmerinnen gelten als qualifizierte oder als gut qualifizierte Migrantinnen, die alle mit einem Abschluss der Sekundarstufe II (Matura oder Berufsausbildung) in die Schweiz migrierten, zwei Drittel der Frauen haben einen zusätzlichen Abschluss der Tertiärstufe (Universitätsdiplom) und drei Migrantinnen absolvierten eine universitäre Ausbildung ohne Abschluss. Von den 17 befragten Frauen haben drei Migrantinnen eine Ausbildung der Sekundarstufe II. Sie haben einen Beruf als Coiffeuse oder Marketing-Fachfrau erlernt, und eine Frau war eine international tätige Ballerina. Die am häufigsten vertretenen Studienrichtungen der Frauen mit einer universitären Ausbildung sind Rechtswissenschaften (4), gefolgt von Wirtschaftswissenschaften (2), Sozialwissenschaften (2), Geisteswissenschaften (2) und Öffentliche Verwaltungsadministration (2). An nächster Stelle stehen Architektur (1), Ingenieurwissenschaften (1), Sport- und Bewegungswissenschaften (1), Kunsttherapie (1) und Sprachwissenschaften (1). Eine Frau weist drei universitäre Abschlüsse auf, zwei weitere Frauen haben Universitätsdiplome und zwei Frauen sind Anwältinnen. Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die Migrantinnen über sehr gute Ausbildungen, Sprachkenntnisse und zudem meist über Berufserfahrung verfügen. Fast ein Drittel der Frauen schloss zusätzlich in der Schweiz ein weiteres Studium ab oder absolvierte eine neue Ausbildung.

Die Hälfte der Studienteilnehmerinnen spricht inzwischen gut bis sehr gut Deutsch und einige von ihnen beherrschen neben ihren Muttersprachen zwei bis drei weitere Sprachen. Die andere Hälfte der Migrantinnen weist Grundkenntnisse in der deutschen Sprache auf.

Alle 17 Studienteilnehmerinnen hatten vor ihrer Einreise in die Schweiz eine ihrer Ausbildung entsprechende Stelle inne und verfügen somit über Berufserfahrung. Bezüglich der Arbeitsmarktpartizipation der Migrantinnen in der Schweiz fällt auf, dass nur drei Frauen einer unbefristeten Arbeit nachgehen, die ihrer Qualifikation entspricht. Etwas mehr als ein Drittel der Migrantinnen (8) sind entweder unter ihren Qualifikationen oder in instabilen Arbeitsverhältnissen tätig. Ein Drittel der Migrantinnen ist überhaupt nicht in den Arbeitsmarkt integriert (6). Von den 17 Befragten sind folglich 14 Migrantinnen in unterqualifizierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt oder beruflich ausgeschlossen. Sie können nicht ihrem erlernten Beruf nachgehen oder entsprechend ihrer Qualifikation arbeiten. Die Mehrheit dieser Frauen ist neben der Ausübung ihrer aktuellen Arbeit auf der Suche nach einer anderen Erwerbstätig-

keit, die eher ihren Berufserfahrungen und Qualifikationen entspricht; einige Frauen haben sich hingegen mit ihrer neuen Arbeitssituation arrangiert. Eine Migrantin hat sich bewusst dazu entschlossen Mutter und Hausfrau zu sein und eine weitere ist Rentnerin. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Studienteilnehmerinnen einen besonders hohen Grad an Dequalifikation erfahren. Mehr als zwei Drittel der befragten Migrantinnen (12) erleben einen beruflichen Ausschluss und eine Dequalifikation. Drei Frauen erfuhren zu Beginn ihrer Einreise in die Schweiz eine Dequalifikation, da sie Tätigkeiten nachgingen, die nicht ihren Berufserfahrungen entsprachen. Inzwischen üben sie einen Beruf aus, der ihrer Ausbildung entspricht, jedoch als Teilzeitbeschäftigte; sie wünschen sich aber eine Erhöhung des Beschäftigungsgrades. Zwei Frauen sind, wie oben bereits erwähnt, nicht in den Arbeitsmarkt integriert aufgrund des bewussten Wunsches Mutter und Hausfrau sein zu wollen und im anderen Fall aufgrund einer Pensionierung. Hier wird ersichtlich, dass die Mehrheit der befragten Migrantinnen ihre Bildungspotentiale nicht voll ausschöpfen kann und ihre Ressourcen am Arbeitsmarkt ungenügend genutzt werden. Darüber hinaus wird deutlich, dass die Migrantinnen einen beträchtlichen Grad an Entwertung ihrer Qualifikationen erfahren, da sie sich auf dem Arbeitsmarkt auf einem wesentlich niedrigeren Niveau als vor ihrer Einwanderung bewegen.

Die 17 Biographieträgerinnen dieser Studie sind unterschiedlicher sozialer Herkunft und haben einen unterschiedlichen gesellschaftlichen Status in der Schweiz.

Depressionserfahrungen

Alle befragten Migrantinnen erkrankten erst in der Schweiz an einer Depression. Nur eine Frau hatte bereits im Herkunftsland als Teenager eine leichte Depression gehabt, die jedoch nicht mit der viel gravierenderen Depressionserfahrung in der Schweiz vergleichbar war.

Zum Zeitpunkt des Interviews waren zehn Frauen gegenwärtig an einer Depression erkrankt und bei sieben Frauen lag die Depression in der Vergangenheit. In den vier ausführlichen Interviews waren zwei Migrantinnen nach wie vor von einer Depression betroffen, während die beiden anderen nicht mehr an einer Depression litten.

Die Depression trat im Durchschnitt im Alter von 41 Jahren auf. Die jüngste Migrantin erkrankte im Alter von 28 Jahren und die älteste im Alter von 69 Jahren an einer Depression. Die Dauer der Erkrankung lag zwischen drei Monaten und drei Jahren. Die Aufenthaltszeit in der Schweiz zum Zeitpunkt der Depression betrug im Durchschnitt neun Jahre. Die kürzeste Aufenthaltsdauer in der Schweiz zum Zeitpunkt der Erkrankung einer Frau war sechs Monate und die längste Aufenthaltsdauer 28 Jahre. Genauer gesagt erkrankten sieben Frauen, also fast die Hälfte der Befragten, innerhalb der ersten fünf Jahre nach der Einreise in die Schweiz, davon drei Frauen im ersten Jahr nach der Migration. Weitere vier Migrantinnen waren zwischen sechs und zehn Jahren Aufenthaltszeit in der Schweiz von einer Depression betroffen. Das bedeutet, dass zwei Drittel der Lateinamerikanerinnen innerhalb der ersten zehn Jahre nach der Einreise in die Schweiz an einer Depression litten. Vier Frauen erkrankten zwischen elf und 15 Jahren nach der Migration in die Schweiz, während jeweils eine Migrantin nach 23 Jahren bzw. nach 28 Jahren Aufenthaltsdauer in der Schweiz von einer Depression betroffen war.

Die Behandlungserfahrungen der an Depression erkrankten Migrantinnen variierten stark. Von schulmedizinischen bis hin zu alternativen Behandlungsformen der

Depression wie etwa Craniosakral-Therapie, bioenergetische Therapie, Akupunktur, Chiropraktik und Homöopathie sowie Mischformen liegen vor.

Alle Migrantinnen liessen sich von einer Fachperson (Hausärztin/Hausarzt, Psychiaterin/Psychiater, Psychotherapeutin/Psychotherapeut) die Depression diagnostizieren und behandeln. 13 Frauen unterzogen sich einer Psychotherapie, wobei drei Frauen diese entweder abbrachen, kein Fachpersonal mehr aufsuchten oder sich selbst behandelten. Zwei Studienteilnehmerinnen hatten zum Zeitpunkt des Interviews die Absicht, eine spanischsprechende Psychotherapeutin aufzusuchen, und zwei Migrantinnen wollten sich auf keinen Fall einer Psychotherapie unterziehen.

Die Depression wurde bei einem Drittel der Migrantinnen medikamentös mit Antidepressiva, Schlaftabletten etc., die von Fachpersonal verschrieben wurden, behandelt (6). Ein weiteres Drittel der Frauen verzichtete vollständig auf eine medikamentöse Behandlung der Depression (7). Drei Migrantinnen nahmen Naturmedikamente zur Behandlung der Depression, die von Fachpersonen verschrieben wurden, während eine Frau sich Schlafmittel selbst organisierte und andere Medikamente einnahm.

Vier Frauen wurden zur Behandlung der Depression hospitalisiert. Zwei wurden auf die Kriseninterventionsstelle (KIS) eingewiesen. Suizidgedanken kamen wiederkehrend bei vielen an Depression erkrankten Frauen auf. Eine Frau hatte mehrere Suizidversuche unternommen.

4.3 Auswahl der Fälle für eine extensive Fallrekonstruktion

Das Forschungsmaterial ist äusserst umfangreich. Aus dem Sample mit insgesamt 22 geführten Interviews und längeren Gesprächen mit Frauen aus Lateinamerika, von denen ich 17 Interviews in die Auswertung aufnahm, wählte ich schliesslich vier Biographien aus, die ich einer vertieften Analyse unterzog. Mit diesen vier Migrantinnen aus Lateinamerika führte ich Nachfrageinterviews und weitere Gespräche, um vertiefende Erkenntnisse zu gewinnen. Auf diese Weise konnte ich den Umgang mit biographischen Brüchen, Erfahrungen des psychisch Krankseins in der Migration, Formen der Bearbeitung und der Bewältigung einer Depression erfassen und soziale Positionierungen sowie deren biographische Verarbeitung nachvollziehen. Diese vier Interviews sollten ursprünglich ausführlich rekonstruiert und im Rahmen dieser Forschungsarbeit als Falldarstellungen präsentiert werden. Die Auswahl der vier Biographieträgerinnen für die Fallanalyse fiel nicht zufällig aus, sondern ich entschied mich bewusst für diese vier Frauen, weil sie sich in ihrer Erfahrung, dem Umgang sowie der Art der Verarbeitung einer Depression im Kontext der Migrations- und Lebensgeschichte deutlich voneinander unterscheiden. Zum einen wurden die Unterschiede hinsichtlich sozio-demografischer Merkmale (Herkunftsland, Alter, Wohnsitz, Zivilstand, Kinder, Aufenthaltszeit, Aufenthaltsbewilligung, Ausbildungstyp und Beruf) berücksichtigt. Dabei beachtete ich, dass diese Faktoren möglichst vielfältig variierten. Zum anderen beabsichtigte ich, verschiedene Krankheitserfahrungen, Verarbeitungsstrategien und Behandlungsformen im Umgang mit einer Depression (psychische Erkrankung mit der Hilfe von Fachpersonen behandeln, keine Inanspruchnahme fachlicher Hilfe, Psychotherapie, Abbruch einer Psychotherapie, medikamentöse oder keine medikamentöse Behandlung, Hospitalisierung etc.) abzudecken. Dadurch sollte

eine möglichst grosse Bandbreite von Lebens- und Krankheitserfahrungen dargestellt werden. Darüber hinaus versuchte ich bei der Auswahl der Falldarstellungen darauf zu achten, dass sich die biographische Bedeutung, die für die Migrantinnen aus der subjektiven Erfahrung von psychisch Krankwerden und Kranksein im Aufnahmeland resultiert, klar voneinander kontrastiert. Bei der Auswahlstrategie der Falldarstellungen wurde also das Ziel verfolgt, ein breites und kontrastierendes Spektrum an Erfahrungen weiblicher Migration aus Lateinamerika, die im Aufnahmeland an einer Depression erkrankten, angemessen abzubilden.

Ursprünglich hatte ich mir vorgenommen, vier gleich lange Fallrekonstruktionen auszuarbeiten. Im Verlauf der Analyse des biographischen Materials, das mir die Interviews mit Amalia Torres aus Venezuela und Leonor Castro aus Mexiko lieferten, wandelten sich meine Forschungsabsichten allerdings – ich möchte sagen – beinahe grundlegend. Es stellte sich heraus, dass diese zwei Narrationen bzw. Biographien nicht nur alle fünf identifizierten Kategorien abdeckten, sondern ihre Informationen erwiesen sich als so ergiebig, dass sich meine Forschungsintention dahingehend veränderte, mich für zwei ausführliche, präzise und in die Tiefe gehende Fallstudien zu entscheiden. Eine Biographie als Einzelfall in ihrer Gesamtheit zu präsentieren, wird der Biographieträgerin und ihren Erfahrungen eher gerecht, allerdings musste ich mich dafür auf zwei detailliert analysierte Lebensgeschichten beschränken.

Nach der Rekonstruktion von zwei Biographien wurde mir bewusst, dass es für eine differenzierte Erläuterung der Forschungsfragen von zentraler Bedeutung ist, alle Interviews in die Analyse miteinzubeziehen. Ohne die Berücksichtigung aller Lebensgeschichten wären wichtige Informationen, Aspekte und Wesensmerkmale der einzelnen Narrationen verloren gegangen. Um allen biographischen Erzählungen und der Komplexität der umfassenden Thematik gerecht zu werden, wurde die ausführliche Fallrekonstruktion von zwei Lebensgeschichten um eine thematische Auswertung aller Interviews ergänzt. Für diesen zusätzlichen Auswertungsschritt, der nicht von Beginn an feststand, nahm ich den hieraus resultierenden zeitlichen Mehraufwand in Kauf. Vorher unbeabsichtigt kamen jedoch so in der vorliegenden Arbeit alle 17 interviewten Migrantinnen zu Wort.

4.4 Reflexionen über meine Rolle und Position als Forscherin im Feld

Flick (2002: 87) verweist darauf, dass die oder der Forschende im Setting qualitativer Forschung „nicht als ‚Neutrum‘ im Feld und damit im Kontakt mit den Subjekten agieren können“. Die oder der Forschende wird folglich zum Instrument der Erhebung. Da von meiner Rolle als Soziologin sowie von meiner Position als im Bereich Migration, Frauen- und Menschenrechte sozial und politisch sehr engagierte Frau mit Migrationshintergrund, somit als soziale Akteurin in der Gesellschaft abhängt, welche Informationen ich erhalten kann und welche mir verwehrt bleiben, möchte ich meine soziale Einbindung, d.h. die Bedingungen der Wissensproduktion mitreflektieren.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie sich mein Feldzugang, die Kontaktaufnahme, die Interaktion zu den Forschungsteilnehmerinnen und meine Rolle und Position als Forscherin präsentiert haben. Die Selbstreflexion ist dabei durch das Bewusst- und Transparentmachen der Beziehungen zu den AkteurInnen im Feld gekennzeichnet.

Für das Entstehen dieser empirischen Forschungsarbeit waren einerseits meine biographischen Migrationserfahrungen als Tochter italienischer MigrantInnen, die in der Schweiz geboren und Angehörige der Minderheitsgesellschaft ist, sowie meine eigene Depressionserfahrung, die im Kontext von migrationspezifischen Erlebnissen sozialer Minderwertigkeit² zu verstehen ist, von zentraler Bedeutung. Darüber hinaus ist die Depressionserfahrung meiner Mutter zu berücksichtigen, die im Zusammenhang sozioökonomischer Bedingungen steht. Andererseits spielte mein sozialwissenschaftliches Studium eine wesentliche Rolle. Neben dem Ethnologie-Studium mit den Schwerpunkten Medizinethnologie und Migration sowie einem zweijährigen Psychologie-Studium war mein Forschungsinteresse für das Thema „Depression bei Frauen im Kontext der Migrationserfahrung“ insbesondere durch mein Soziologie-Studium mit den Schwerpunkten migrationssoziologischer Theorien und sozialer Ungleichheit geprägt. Gerade im Laufe dieses Studiums fand ich viele wertvolle Erklärungen, Ansätze und Antworten auf meine biographischen Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund, die eine grosse Hilfe im Umgang mit dem Erlebten waren. Diese Hilfe wollte ich durch meine Forschungsarbeit auch anderen Betroffenen zuteil werden lassen. Mir im Laufe meines Erwachsenenlebens einzugestehen, unter Rassismuserfahrungen und dem Gefühl sozialer Ausgrenzung gelitten zu haben, war ein Akt der Emanzipation und der Befreiung.

Des Weiteren waren meine berufliche Praxis sowie mein soziales Engagement im Migrationsbereich von grosser Relevanz. Ich habe in verschiedenen Feldern der Migration Berufserfahrung sammeln können, wie etwa bei einer kantonalen Fachstelle für Integration, in meiner gegenwärtigen Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer kantonalen Beratungsstelle für MigrantInnen sowie als Mitarbeiterin im Dolmetsch- und Übersetzungsdienst derselben Organisation.³ Darüber hinaus habe ich an der Gründung einer Migrantinnen-Organisation mitgearbeitet. Ferner initiierte, konzipierte und entwickelte ich ein Projekt mit dem Namen „Prosalute. Wissen ist Gesundheit: Informationen zu Depression für Migrantinnen und Migranten in Basel-Stadt“⁴, das

-
- 2 Den Ausdruck „soziale Minderwertigkeit“ verstehe ich im Sinne von sozial bedingten Minderwertigkeitsgefühlen, die ich auf biographische Erfahrungen im Kontext von Abwertung und Ausgrenzung zurückführe.
 - 3 Ich berate und informiere Menschen mit Migrationshintergrund in sozialen und rechtlichen Fragen in sechs verschiedenen Sprachen und zwar auf Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Bei weiteren Sprachen können Dolmetschende herangezogen werden. Während der Sozialberatung versuche ich zusammen mit den KlientInnen Lösungen zu Themen wie Aufenthalt, Arbeit, Sozialversicherung, Familienfragen, häusliche Gewalt, Finanzen, Einbürgerung, Schule, Wohnen und vielem mehr zu finden.
 - 4 Als Projektinitiantin und -leiterin biete ich kostenlose Informationsveranstaltungen für MigrantInnen zum Thema Depression an. Ziel dieses Projektes ist, MigrantInnen für das Thema Depression zu sensibilisieren und Betroffene konkret darüber zu informieren, wo sie professionelle Hilfe in Anspruch nehmen können. MigrantInnen sollen sich so angeregt fühlen, im Krankheitsfall Fachpersonen aufzusuchen. Des Weiteren versuche ich eine Enttabuisierung und Entstigmatisierung von Depressionen zu erreichen sowie einen offenen Umgang mit psychischen Erkrankungen zu erzielen. Depressionen werden noch immer tabuisiert, obwohl den Betroffenen mit konkreter Unterstützung durch Fachpersonen geholfen werden könnte. Durch eine umfassende und fundierte Informationsvermittlung über Depressionen im Kontext der Migrationserfahrung und deren Behandlungsmöglichkeiten können bei dieser Zielgruppe mehrere Effekte erzielt werden. Zum einen entwickeln MigrantInnen eine höhere

im Themenkreis der vorliegenden Forschungsarbeit entstand und vom Gesundheitsdepartement des Kantons Basel-Stadt, Medizinische Dienste, Abteilung Prävention, Gesundheitsförderung und psychische Gesundheit, Basel, mitgetragen wird. Durch diese Tätigkeiten im direkten Umgang mit an Depression erkrankten MigrantInnen unterschiedlicher Kulturen habe ich mir viel praktisches Erfahrungswissen aneignen können, das für meine Forschung von grossem Nutzen ist. Mein soziales Engagement ist nach wie vor durch das Begleiten und Beraten von MigrantInnen aus meinem Umfeld geprägt. Ferner unterrichtete ich in Form freiwilliger Arbeit Deutsch als Fremdsprache für lateinamerikanische Frauen in einer Migrantinnen-Organisation. Schliesslich engagierte ich mich sechs Jahre lang als Vorstandsmitglied einer Menschenrechtsorganisation für die Rechte indigener Völker mit Schwerpunkt Lateinamerika. Zuvor arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dieser NGO. Diese besondere Nähe zu Lateinamerika, mein zweieinhalbjähriger Aufenthalt in Zentral- und Südamerika sowie meine Spanisch- und Portugiesischkenntnisse waren hilfreich, um Zugang zu den lateinamerikanischen Studienteilnehmerinnen zu finden.

Neben sozialwissenschaftlichem Studium und Berufspraxis spielen meine persönlichen Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund eine grosse Rolle sowohl für den Zugang zu den Interviewpartnerinnen, für die Interaktion zwischen Studienteilnehmerinnen und Forscherin, für die schnelle Vertrauensbildung als auch für die Analyse des Datenmaterials und den daraus entwickelten Erkenntnissen. Allerdings unterscheidet sich der Verlauf meiner eigenen Biographie evident von den lebensgeschichtlichen Verläufen meiner Interviewpartnerinnen, da ich nicht selber migriert bin. Am Anfang der Datensammlung überraschte mich das Vertrauen der interviewten Migrantinnen und ihre Mitteilsamkeit. Es wurde bald sichtbar, dass der offene Umgang mit meinen Erfahrungen und Gefühlen im Migrationskontext bei den Forschungsteilnehmerinnen bewirkte, sich mir gegenüber schneller zu öffnen und sich anzuvertrauen. Ich bin überzeugt, dass ich durch die Thematisierung meiner migrationspezifischen Erfahrungen während der Vorgespräche eine besondere Vertrauensbasis und eine persönliche, aber angemessene Atmosphäre herstellen konnte. Die Gesprächspartnerinnen fühlten sich ernstgenommen. Ziel der Interviews war immer, die subjektive Perspektive der befragten Migrantinnen zu erfahren und ihnen dafür viel Raum zu geben.

In seltenen Fällen erzählte ich den Interviewpartnerinnen in Absprache mit meiner Mutter von ihren Erfahrungen von Migration und Depression, insbesondere dann,

Sensibilität für Überforderungsreaktionen und Verbesserung der Wahrnehmung der eigenen Befindlichkeit. Zum anderen entsteht eine offene Kommunikation bezüglich Depressionen, in der die psychische Erkrankung nicht als Charakterschwäche ausgelegt wird und Scham- und Schuldgefühle sowie Leugnung im Zusammenhang mit einer Depression reduziert werden können. Um die gesundheitliche Chancengleichheit bei MigrantInnen als besonders vulnerable Zielgruppe zu fördern, besteht die Notwendigkeit einer fundierten Aufklärung und Informationsvermittlung über die Depression. Dazu ist die Nutzung von Angeboten zu fördern und sind Zugangsbarrieren zu Gesundheitsdiensten abzubauen. Neben der Vermittlung von Informationen von Gesundheitsdiensten sollen weitere Botschaften der Informationsveranstaltung sein, dass Depressionen alle Menschen treffen können, sie behandelbar sind, Betroffene keine Schuldgefühle für ihre psychische Erkrankung hegen sollen, der böse Blick keine Rolle in der Entwicklung von Depressionen spielt und unter Depressionen zu leiden nicht damit gleichzusetzen ist, die betroffenen Personen seien verrückt etc. Das Projekt Prosalute befindet sich bereits im sechsten Jahr und soll weiter ausgebaut werden.

wenn die befragten Frauen wesentlich älter waren als ich. Meine eigene Depressionserkrankung, die ich beispielsweise im Rahmen meines Projekts *Prosalute* auch erwähne, war den Interviewteilnehmerinnen nicht bekannt. Ich wollte sie zwar nicht verheimlichen, aber vermeiden, dass sich die befragten Migrantinnen in ihren subjektiven Krankheitstheorien bezüglich der Erkrankung der Depression von meinen migrationsbiographischen Erfahrungen beeinflusst fühlten. In der Rückschau würde ich heute anders handeln. Die Gefahr der Einflussnahme aufgrund meiner eigenen Betroffenheit war meines Erachtens nicht vorhanden. Im Gegenteil: Einige Frauen gaben während der Befragung an, dass sie sich hauptsächlich von Menschen verstanden fühlen, die ebenfalls eigene Erfahrungen mit Depressionen gemacht haben. Auch wurde ich wahrgenommen als Frau, die als Tochter migrierter italienischer Eltern ihre Leidenserfahrungen verstehen könne. Darüber hinaus sorgten meine Erfahrungen während eines zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in Lateinamerika und meine fließenden Spanischkenntnisse bei der ersten Begegnung für ein rasches Vertrautheitsgefühl. Mein mediterranes Aussehen, das auf meine südeuropäische Herkunft deuten lässt, schaffte eine weitere Vertrauensgrundlage.

Eigene biographische Migrationserfahrungen

Der Soziologe Anselm L. Strauss plädiert im Rahmen der *Grounded Theory* dafür, bei der Interpretation von Forschungsdaten auch Kontextwissen einzubeziehen. Dabei betrachtet er persönliche Erfahrungen als eine sensibilisierende Quelle für die Entdeckung von Kategorien. Er fordert dazu auf, eigene Erfahrungen zu nutzen und sie nicht als Quelle unzuverlässiger Verzerrung auszuschließen. Kontextwissen gilt dabei als „wesentlicher Datenfundus“ (1994: 36). Empirische Grundlage der vorliegenden Arbeit sind 17 Lebensgeschichten lateinamerikanischer Migrantinnen. Wurde in der Analyse auch Kontextwissen aus meiner Arbeit mit MigrantInnen oder persönlichen Erfahrungen einbezogen, so habe ich das kenntlich gemacht. Da meine migrationspezifischen Erfahrungen sowie familienbiographische Migrationserfahrungen für die Auswertung und Analyse der vorliegenden Daten nicht unbedeutend sind, möchte ich hier auf diese näher eingehen.

Ich erkrankte an einer Depression während des Abschlussjahres meines Studiums an der Universität Basel. Nach Ende des Studiums war die Depression, die psychotherapeutisch und ohne Antidepressiva behandelt wurde, abgeklungen und geheilt. Ich machte eine Gestalttherapie, ein ganzheitliches Therapieverfahren, das die körperlich-seelisch-geistige Integration der Person in seiner Umwelt zum Ziel hat. Dabei lernt man, seine Gefühle achtsam wahrzunehmen und mit ihnen in Kontakt zu gehen. Ich erinnere noch ganz genau, dass ich mich während dieser Zeit der Aufarbeitung meiner Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund und den damit einhergehenden Gefühlen gesellschaftlicher Ablehnung, die ich während meiner Kindheit, Jugend und als Erwachsene gemacht habe, sehr danach sehnte, gefragt zu werden, wie ich meine Migrationsgeschichte erlebt habe. Aus diesem Wunsch heraus entstand ein aufrichtiges und zugewandtes Interesse an anderen Migrationserfahrungen, was der vorliegenden Forschungsarbeit zugrunde liegt und von den Interviewpartnerinnen dankbar bestätigt wurde.

Meine Depression konnte ich mit eigenen Migrationserfahrungen in Verbindung bringen. Ich gehöre der zweiten MigrantInnengeneration italienischer Herkunft an. Als Nachkomme der ersten sogenannten „GastarbeiterInnen“-Generation aus den

1950er und 1960er Jahren kam ich 1973 in Basel als Tochter italienischer ArbeitsmigrantInnen zur Welt.⁵ Die Migrationsgeschichte meiner Eltern habe ich intergenerativ erfahren, insbesondere diejenige meiner Mutter. Diese hat mich stark beeinflusst und trug letztlich dazu bei, mich für das genderspezifische Gebiet der Migration und Gesundheit zu interessieren. Das von mir untersuchte Forschungsthema ist folglich sehr biographisch geprägt, sowohl durch persönliche Erfahrungen als auch durch die meines sozialen Umfeldes, auch des Wohnortes in meiner Kindheit. Bereits in meiner frühen Jugend wurde ich die Ansprechperson von vielen MigrantInnen aus der Nachbarschaft für das Bewältigen von Alltagsschwierigkeiten.

Ich wuchs während einer Zeit in der Schweiz auf, als die italienische Migrationsbevölkerung noch als „Tschinggen“ verunglimpft und zu Menschen zweiter Klasse degradiert wurden, sich also mit rassistischen Beleidigungen, Beschimpfungen und Diskriminierungen auseinandersetzen mussten. Meine migrationspezifische Erfahrung war, nicht gleich viel wert zu sein wie die Mehrheitsgesellschaft in der Schweiz. Diese Gefühle der Minderwertigkeit begleiteten mich bis zum Beginn meiner Psychotherapie. Während der Psychotherapie lernte ich nicht nur mich selber besser kennen und verstehen, sondern auch andere Menschen in ihrem Schmerz besser wahrzunehmen. Nach einem zweijährigen Studium der Psychologie sowie nach Beendigung meines sozialwissenschaftlichen Studiums an der Universität Basel besuchte ich im Rahmen der Tätigkeit als wissenschaftliche Assistentin und Studienberaterin am Institut für Pflegewissenschaft an der Universität Basel einen einjährigen Basiskurs in Psychotherapie an den Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) Basel, in dem ich mir wesentliche Kenntnisse im Umgang mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen aneignen konnte.⁶

5 Migration prägt meine Familie über mehrere Generationen hinweg. Während mein Vater im Jahr 1961 aus dem Friaul, Norditalien, als sogenannter „Saisonnier“ in die Deutschschweiz kam, migrierte meine Mutter im Jahr 1964 aus Kampanien, Süditalien, ebenfalls als „Saisonarbeiterin“ in die Schweiz. Auch bereits mein Urgrossvater und Grossvater väterlicherseits waren in den 1930er Jahren Arbeitsmigranten in Frankreich. Danach arbeitete mein Grossvater einige Jahre in Deutschland und später in der Deutschschweiz, während seine Frau und seine drei Kinder in Italien blieben. In den 1960er Jahren lebten meine Grosseltern gemeinsam mit meinem Vater einige Jahre als „GastarbeiterInnen“ in der Deutschschweiz, bevor sie nach Italien zurückkehrten. Der ältere Bruder meines Vaters migrierte hingegen in den 1950er Jahren nach Venezuela, lebte dort 21 Jahre und kehrte dann nach Italien zurück. Der mittlere Bruder meines Vaters lebte nur zwei Jahre in der Schweiz. Drei der vier Geschwister meiner Mutter kamen ebenfalls in den 1960er Jahren jeweils für einige Jahre in die Schweiz, kehrten dann aber zurück nach Italien.

6 Während der Auswertung der Forschungsdaten kontaktierte mich eine Frau aus Kolumbien, die als administrative Mitarbeiterin der spanischsprechenden katholischen Kirche in einer Kantonshauptstadt tätig war. Sie war ebenfalls an einer Depression erkrankt und ich kannte ihre Lebensgeschichte, habe ihre Erfahrungen allerdings nicht in die Forschungsarbeit miteinbezogen. Sie bat aber um Rat bezüglich einer 30-jährigen Kolumbianerin, Lehrerin, die ihr gegenüber Suizidgedanken geäußert hatte. In einem Gespräch mit der jungen Frau gewann ich schnell den Eindruck, dass sie an einer Depression erkrankt war. Als sie über Suizid zu sprechen begann, wies ich sofort auf die Hilfe von Fachpersonen wie PsychotherapeutInnen oder PsychiaternInnen hin. Mit ihrem Einverständnis rief ich beim Ambulatorium für transkulturelle Psychiatrie in XY-Stadt an und wurde an die Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) verwiesen, wo die junge Frau gleich aufgrund einer kurzen Telefonanamnese aufgenommen wurde. Während ihres Aufenthaltes auf der Kriseninterventionsstation im Universitätsspital XY-Stadt wurde bei ihr dann eine Depression diagnostiziert. Später bedankte sich die Frau bei mir für

4.5 Nähe-Distanz-Dilemma zum Untersuchungsfeld

Meine Position als Forscherin ist folglich durch Erfahrungen auf drei Ebenen geprägt. Ich untersuchte eine Minderheit erstens aus der eigenen Minderheitsperspektive als Angehörige der Migrationsbevölkerung, zweitens als selbst betroffene Frau als Migrantin der zweiten Generation mit einer eigenen Depressionserfahrung und drittens als Tochter einer Migrantin der ersten Generation, die eine Depression im Kontext der Migration erfahren hat. Die daher „mangelnde Distanz“ zum Untersuchungsfeld war aus meiner Sicht von Vorteil. Die eigene Verletzlichkeit und das Einfühlen in die Erzählungen der Studienteilnehmerinnen schafften Nähe und Intimität, aus der oft sehr rasch eine Atmosphäre des Vertrauens entstand. In dieser fühlten sich die Gesprächspartnerinnen wahrgenommen, verstanden, angenommen und wertgeschätzt.

Bourdieu (1997a: 788) macht auf die Gefahren von zu grosser Nähe zum Forschungsfeld aufmerksam und räumt ein, dass trotz „professioneller Wachsamkeit“ und „persönlicher Sympathie“ eine nachlassende Aufmerksamkeit oft nicht vermieden werden kann und man sich der Illusion hingibt, man kenne die Antwort schon, wo es doch darum geht „sich statt dessen auf die Einzigartigkeit einer Lebensgeschichte einzulassen und zu versuchen, die Lebensschicksale gleichzeitig in ihrer Einmaligkeit und in ihrer Allgemeinheit zu verstehen“. So könnte die Nähe zum Untersuchungsfeld verhindern, dass kulturelle Hintergründe nicht ergründet werden, da man sie nicht als Widerspruch erkannte. Weiter bestand die Gefahr, dass die interviewten Frauen aufgrund des ähnlichen Migrationshintergrunds und südländischen Erscheinungsbildes ein gemeinsames Erfahrungswissen voraussetzten und dieses Wissen im Gespräch nicht mehr deutlich erwähnen würden. Einige Frauen gingen während des Interviews von gemeinsamen Erfahrungen aus, indem sie ab und an die Äusserungen einbrachten „das kennst du doch“ oder „wie du ja selber weisst“. Zwei Frauen, die wesentlich älter als ich waren, nahmen mich als „Seconda“ wahr. Sie betonten meinen Geburtsort in der Schweiz, um darauf hinzuweisen, dass ich es in der Schweiz leichter gehabt hätte und bezogen sich auch auf die Erfahrungen meiner Mutter, einer Migrantin der ersten Generation, mit Einwüfen „wie deine Mutter bestimmt auch erlebt hat“. Die Gefahr der Familiarität habe ich vorab berücksichtigt. Da mir die Lebenswelt der befragten Migrantinnen vertraut war, achtete ich besonders darauf, nicht zu schnell davon auszugehen, alles gleich zu verstehen, was sie mir erzählten. Aus diesem Grund versuchte ich während der Gespräche eine unvoreingenommene und „naive“ Haltung einzunehmen. Eine weitere Gefahr bestand darin, neue Aspekte unter dem Blickwinkel des Bekannten zu interpretieren.

Der Spagat zwischen Nähe und Distanz ist eine ständige Herausforderung. Mein Geschlecht, Alter, äusseres Erscheinungsbild, Staatsangehörigkeit, Migrationserfahrungen als „Seconda“, Ausbildung, Beruf, sozialer Status und Familienstand beeinflussten die Interaktion mit den Befragten. Wie bereits hingewiesen bestimmten die oben genannten Faktoren den Zugang zu den Migrantinnen. Mein eigenes Alter Ende 30 während der Datensammlung half mir je nach Alter der Befragten entweder als

meine Intervention und fühlte sich sehr erleichtert, weil sie nun wisse, was mit ihr los sei und endlich wieder schlafen könne. Ihr wurden Antidepressiva verschrieben. Auch erfuhr ich, dass ihr Ehemann als Arzt im Universitätsspital arbeitete. Er hatte die psychische Erkrankung seiner Frau nicht bemerkt, sondern gedacht, sie leide „nur unter Heimweh“.

gleichaltrige „Kollegin“ oder als „Tochter“ wahrgenommen zu werden. Da das Durchschnittsalter der interviewten Frauen 45 Jahre war, wurde ich eher als Frau, die sich in einem ähnlichen Lebensabschnitt befindet, gesehen. In der sozialen Hierarchie war mein Status als Tochter italienischer ArbeitsmigrantInnen oft niedriger als derjenige der interviewten Frauen, die oft der Mittel- bzw. Oberschicht in ihrem Herkunftsland angehörten. Dabei war auch unser Verhältnis nicht selten durch Macht und Machtgefälle geprägt. Mein Migrationshintergrund, als in der Schweiz geborene Frau, die seit ihrer Volljährigkeit zusätzlich die Schweizer Staatsangehörigkeit hat und politisch aktiv ist, ihre Ausbildung in der Schweiz absolvierte und somit über ein anerkanntes Diplom, Informationen, lokales Wissen und Zugang zu sozialen Beziehungen verfügte, beeinflusste ebenfalls die gegenseitige Wahrnehmung und Positionierung innerhalb der Forschungsbeziehung.

Es entstand zudem ein Ungleichgewicht während der Interviewsituation, in der eine „Erkrankte“ oder „ehemals Erkrankte“ von einer „Gesunden“ zu ihrem psychischen Gesundheitszustand befragt wurde, insbesondere wenn die Studienteilnehmerin zum Zeitpunkt des Interviews akut an einer Depression litt. Die Forschung zu einem sensiblen Thema wie Depression bedarf daher eines acht- und behutsamen Vorgehens im Gespräch. Ferner bestand ein ungleiches Verhältnis zwischen den Interviewten und mir darin, dass ich über das Forschungsmaterial bzw. die Informationen aus den Gesprächen verfügte und selber entschied, wie ich damit umgehe. Ich wollte mich aber nicht als wissenschaftliche Expertin mit hohem Bildungsniveau positionieren, sondern als aufrichtige und unwissende Interessierte an den Lebensgeschichten und subjektiven Sichtweisen der migrations- und krankheitsspezifischen Erfahrungen; wollte die Studienteilnehmerinnen als „Expertinnen in eigener Sache“ zu Wort kommen lassen.

Trotz meiner sozialen Nähe zum Untersuchungsfeld bestand gleichzeitig genügend Distanz, da ich nicht der lateinamerikanischen Gemeinschaft angehörte und die interviewten Frauen nicht befürchten mussten, dass ich das Erzählte in ihrer Community in Umlauf bringen würde.

Zusammenfassend ist hervorzuheben, dass die Motivation zu der vorliegenden Studie sowohl aus einem persönlichen als auch aus einem wissenschaftlichen Beweggrund entstand. Für die Interaktion mit den Interviewteilernehmerinnen und für die Auswertung meiner Forschungsdaten spielten mehrere Faktoren eine zentrale Rolle. Neben dem sozialwissenschaftlichen Studium waren mein Migrationshintergrund, meine Erfahrungen von Migration und Depression, das Auseinandersetzen mit der eigenen Gefühlsinnenwelt, das frühe Begleiten, Beraten und Unterstützen von MigrantInnen aus meinem sozialen Umfeld, die Erfahrungen in der Sozialberatung von Menschen mit Migrationshintergrund, die Tätigkeit als Studienberaterin mit mehrfach belasteten Studierenden sowie meine Weiterbildung in Psychotherapie enorm hilfreich, den Zugang zu den untersuchten Frauen zu öffnen und sehr nützlich für die Verarbeitung und Auswertung der gesammelten Forschungsdaten.

Eine der zentralsten Erkenntnisse, die ich in diesem Zusammenhang gewinnen konnte, ist: nur wenn ich dem Menschen in seiner Not, seinem Schmerz, Leid, seiner Freude oder allgemein in seiner Lebensgeschichte beziehungsweise in seiner Ganzheit mit echtem Interesse und empathischer und ungeteilter Aufmerksamkeit begegne, konnte ich mehr Vertrauen erwecken und dadurch eine wahre Verbundenheit zwischen den Interviewten und mir entstehen lassen. Das bewusste und aufrichtige Hin-

wenden zu einem Menschen sowie das Sich-Einlassen auf das Gegenüber ist meines Erachtens eine Voraussetzung, damit die interviewte Person die Bereitschaft verspürt, über ihre schmerzhaftesten und intimsten Erfahrungen zu erzählen. Die Beziehungsdynamik zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir als Forscherin ist folglich von enormer Bedeutung für die Generierung neuer Erkenntnisse.

4.6 Interviewdurchführung

Im Zeitraum von Ende Januar 2012 bis Ende März 2015 habe ich insgesamt 22 biographisch-narrative Interviews mit lateinamerikanischen Migrantinnen der ersten Generation, die zum Zeitpunkt des Interviews an einer diagnostizierten Depression erkrankt sind oder waren, realisiert. Für die vorliegende empirische Untersuchung wurden jedoch 17 Interviews als Datenmaterial herangezogen, da fünf Migrantinnen⁷ zwar zu einem Gespräch eingewilligt hatten, aber keine Tonbandaufnahme wünschten. Diese fünf Interviews habe ich nicht in die Analyse miteingeschlossen. Das Interesse, mit mir über ihre Migrations- und Depressionserfahrung zu sprechen, war zwar vorhanden, doch ebenso vorhanden waren die Vorbehalte, ihre Erfahrungen in einer Forschungsarbeit wiederzufinden. Eine Frau beabsichtigte einen Monat nach unserem Gespräch für immer in ihr Herkunftsland zurückzukehren und wollte nicht in die Forschungsarbeit miteinbezogen werden. Die anderen vier Migrantinnen fanden entweder ihre Lebensgeschichte nicht genügend interessant oder hatten Angst, dass ihre Anonymität nicht gewährleistet werden könnte. Ich habe diese Entscheidungen respektiert und nicht weiter insistiert. Ich war für die wertvollen Einblicke in die Lebensgeschichten dennoch sehr dankbar, da diese Gespräche für das vertiefte Verstehen des Themas Migration und Gesundheit sehr hilfreich waren. Zusätzlich führte ich mit sechs weiteren Frauen aus Lateinamerika mit diagnostizierter Depression ein Gespräch. Diese teilten mir aber gleich von Beginn an mit, nicht an der Forschung partizipieren zu wollen. Sie äusserten dennoch den Wunsch, mit mir über ihre Erfahrungen im Umgang mit einer Depression als Migrantin in der Schweiz sprechen zu wollen. Diese Gespräche habe ich ebenfalls nicht in die Analyse miteinbezogen. Ihren Erzählungen hörte ich dankbar zu, da sie mich meinem Untersuchungsfeld näher brachten.

Von den 17 Interviews, die ich in die Auswertung miteinbezogen habe, führte ich 15 Interviews innerhalb von 16 Monaten, zwischen Januar 2012 und Mai 2013. Im Jahr 2012 konnte ich auf das Jahr verteilt fünf Interviews führen, während ich im Jahr 2013 die Möglichkeit erhielt, zehn Interviews in den ersten fünf Monaten des Jahres zu führen. Die beiden letzten Gespräche fanden jeweils im Frühjahr 2014 sowie im Frühjahr 2015 statt. Diese letzten beiden Interviews realisierte ich trotz vorheriger Kenntnis der Lebensgeschichten. Beide Frauen kannte ich aus dem privaten bzw. beruflichen Umfeld und beide boten von sich aus an, interviewt und ebenfalls in meine Untersuchung einbezogen zu werden. Obwohl die Datensammlung bereits im Frühjahr 2013 beendet

7 Diese fünf Frauen sind zwischen 37 und 65 Jahren alt, zwei Frauen kommen ursprünglich aus Chile und jeweils eine Frau aus Brasilien, Peru und Kolumbien. Sie verfügen über eine Aufenthaltsbewilligung B, C oder sind Schweizerinnen. Vier Frauen leben im Kanton Basel-Stadt und eine im Kanton Bern. Bis auf eine sind alle gut ausgebildete Migrantinnen. Keine arbeitet jedoch in ihrem im Herkunftsland erlernten Beruf. Ein Interview führte ich auf Portugiesisch und die anderen vier auf Spanisch.

war, entschied ich mich für die Interviews, da sie mir ganz neue Aspekte zum Thema vermittelten. Meine Kontakte zu einzelnen lateinamerikanischen Frauen, die nicht in der Schweiz geboren waren, erstreckten sich somit über sechs Jahre und dauern teilweise bis in die Gegenwart an.

Vor Beginn der wissenschaftlichen Datenerhebung mit den Studienteilnehmerinnen führte ich sieben explorative Interviews mit Fachpersonen aus dem Bereich Migration und (psychische) Gesundheit sowie aus dem Bereich (lateinamerikanische) Migration in der Schweiz, die aufgrund langjähriger Erfahrung über bereichsspezifisches Wissen und Können verfügen. Interviewmöglichkeiten ergaben sich mit einem transkulturellen Psychiater und Psychotherapeuten, der an einer Psychiatrischen Universitätsklinik in der Deutschschweiz tätig ist, einem Professor mit Schwerpunkt Psychotherapie und Psychosomatik, der an einem Universitätsspital arbeitet, sowie mit drei transkulturellen Psychotherapeutinnen mit eigener Praxis, eine davon mit lateinamerikanischem Migrationshintergrund. Ferner führte ich ein Gespräch mit einem Professor für Soziale Arbeit an einer französischsprachigen Fachhochschule, spezialisiert auf Problemstellungen, die Migration, Lebensläufe und soziale Fragen verbinden und einem Soziologen, der langjähriges Erfahrungswissen in Migration und Gesundheit aufweist und am Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien (SFM) forschte. Die Auskünfte der explorativen Interviews, die ich ohne Tonbandaufnahme führte, verwendete ich nicht wie Daten. Die Gespräche mit den ExpertInnen erbrachten mir neue Aspekte und Informationen zu dem Forschungsbereich Migration und Gesundheit, und waren für die Formulierung meiner Forschungsfrage hilfreich.

4.6.1 Von den Vorgesprächen bis zum Interview

Vor dem eigentlichen Interview führte ich mit allen Frauen ein telefonisches Vorgespräch durch oder ich traf mich mit ihnen persönlich. Dies war sehr wichtig für die Vertrauensbildung. In diesen Vorgesprächen stellte ich mich als Forscherin und als Frau mit Migrationshintergrund vor und legte den Interviewpartnerinnen das Forschungsvorhaben dar. Ich garantierte den interessierten Studienteilnehmerinnen einen forschungsethischen Umgang mit den Daten und sicherte ihnen absolute Discretion sowie eine Anonymisierung ihrer Angaben zu. Ich wies sie darauf hin, dass sie jederzeit ihre Interviewzusage zurückziehen könnten, sollten sie nach dem Vorgespräch Unsicherheit oder ungute Gefühle verspüren. Ihnen für die Entscheidung am Interview teilzunehmen viel Raum und Zeit zu geben, erschien mir eine wichtige Voraussetzung für die Beziehungsbildung sowie für eine angemessene Gesprächssituation, in der sie sich ohne Misstrauen dem Erzählen ihrer Erfahrungen hingeben könnten. Es war wichtig, dass sie sich für das Einverständnis zum Gespräch auf keinen Fall unter Druck gesetzt, bedrängt oder verpflichtet fühlten, sondern selber das Interesse hegten, einer fremden Frau ihre Biographie zu erzählen. Oft sprachen die an einem Interview interessierten Migrantinnen bereits während dieser Vorgespräche von sich aus ihren persönlichen Bezug zum Forschungsthema an. Die meisten Frauen fügten hinzu, gerne ihre Lebensgeschichte erzählen zu wollen, wenn dies anderen Migrantinnen helfen könne. Vereinzelt entstand der Eindruck, dass mit der Teilnahme an der Studie auch Hoffnungen und Sehnsüchte an mich als Forscherin geknüpft wurden, wobei ich mir nicht sicher war, diesen gerecht werden zu können. Während der

Interviewvorgespräche wurde in gegenseitiger Absprache mit allen das „Du“ vereinbart. Diese Anrede- und Grussform war einerseits Ausdruck gegenseitigen Respekts und Achtung, aber andererseits auch der Versuch, schneller zu den befragten Migrantinnen Nähe aufzubauen und ihnen gleichwertig begegnen zu können.

Alle 17 biographisch-narrativen Interviews mit lateinamerikanischen Migrantinnen zeichnete ich auf Tonband auf und wertete sie aus. Die Gesamtdauer der Gespräche variierte zwischen 1.5 bis 3.75 Stunden. Acht Interviews, d.h. die Mehrheit der Gespräche, dauerten in der Regel 3 bis 3.75 Stunden, sechs Gespräche zwischen 2 bis 3 Stunden und drei Interviews zwischen 1.5 bis 2 Stunden. Insgesamt hatte ich 51 Stunden Interviewmaterial. Die Dauer der Treffen lag zwischen 2.5 und 6 Stunden. Die Länge der Interviews und der Treffen waren für mich ein Hinweis auf die Erzählbereitschaft und das Mitteilungsbedürfnis der interviewten Migrantinnen und weniger Ausdruck meiner Fragen. Alle ergriffen mit viel Eigeninitiative die Möglichkeit zum Erzählen ihrer Biographie. Die gesprächsfreudigen Frauen fühlten sich geehrt und wertgeschätzt, weil sich jemand für ihre Lebenssituation interessierte und sie selber zu Wort kommen liess.

Ich erstellte schon beim ersten Kontakt für jede Gesprächspartnerin eine Excel-Tabelle, in die ich zur jeweiligen Person alle gesammelten Informationen fortlaufend eintrug. Am Ende der Datensammlung und Auswertung hatte ich 56 Kategorien für alle 17 befragten Frauen angelegt. Sie bestanden beispielsweise in detaillierten Angaben zur Person (z.B. Geburtsdatum, Herkunftsland, Adresse, Aufenthaltsbewilligung), zur Interviewsituation (z.B. Datum der ersten Kontaktaufnahme, Interviewort, -dauer, Zugang) und zu Informationen über die Migration (z.B. Alter bei der Migration, Einwanderungsdatum, Migrationsweg, -auslöser und -motive). Ferner hielt ich Auskünfte zur Ausbildung, Studium und beruflichem Werdegang und Arbeitsmarktpartizipation sowie Zivilstand und Familiensituation fest. Schliesslich listete ich Informationen zur Depression (z.B. auslösender Moment der Depression, Datum der Erkrankung und der Diagnose, behandelnde Fachperson, Dauer der Depression, Alter bei Diagnose, Aufenthaltszeit in der Schweiz bei der Diagnose, Behandlungsformen, Umgang, Manifestation der Depression etc.) in der Tabelle auf. Dieses Verzeichnis ermöglichte mir, die grossen Datenmengen effizient zu verwalten und einen Überblick zu bewahren.

Allen befragten Migrantinnen wurde freigestellt, das Interview auf Deutsch oder in ihrer Muttersprache, Spanisch, durchzuführen. Die interviewten Frauen sollten sich bei einem emotional belastenden Thema in ihrer Muttersprache ausdrücken können. Sie sollten selbst entscheiden, in welcher Sprache sie ihre Gedanken, Gefühle und Erinnerungen artikulieren wollen. Neun Frauen bevorzugten das Interview auf Spanisch zu führen, acht Frauen wählten Deutsch als Konversationsprache. Die Frauen, die das Gespräch in deutscher Sprache führten, wechselten gelegentlich ins Spanische, wenn ihnen z.B. ein Wort auf Deutsch entfallen war oder sie etwas besonders Bedeutsames hervorheben wollten. Somit sind auch in den auf Deutsch geführten Interviews teilweise kleine Sequenzen in spanischer Sprache enthalten.

4.6.2 Interviewsetting

Die Wahl des Interviewortes sowie des Zeitpunktes überliess ich den Migrantinnen. Die Treffen mit den Frauen, die entweder bei ihnen zuhause, in einem öffentlichen Café oder in meiner Wohnung stattfanden, dauerten zwei bis sechs Stunden. Wichtigstes Kriterium war, dass sie sich während des Interviews wohl und ungestört fühlen sollten.

Die meisten Interviews (13) fanden im Wohnzimmer oder in der Küche der Migrantinnen statt. Die gewohnte Umgebung vermittelte möglicherweise den Gesprächspartnerinnen ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit, was ihnen das Erzählen von schwierigen Erfahrungen im Kontext ihrer Lebensgeschichte erleichterte. Darüber hinaus lieferte die private Umgebung zusätzliche Informationen über die Lebensweise der Studienteilnehmerinnen. Vier Interviews führte ich auf Wunsch der Studienteilnehmerinnen bei mir zuhause. Von diesen vier Interviews waren zwei eine Mischvariante, d.h. mit zwei Migrantinnen, die ich zwei Mal interviewte, fand jeweils das erste Gespräch bei ihnen und das zweite anschliessend bei mir zuhause statt. Obwohl allgemein private Räume für biographische Interviews empfohlen werden, damit eine vertraute Atmosphäre entstehen kann, wie Küsters (2009: 54) darlegt, wählte eine Migrantin für alle Treffen, Interviews und weiterführenden Interviews ein öffentliches Café aus. Es zeigte sich, dass eine Atmosphäre der Vertrautheit auch in einem öffentlichen Café entstehen kann, lediglich die Qualität der Tonbandaufnahme wurde etwas beeinträchtigt oder der Erzählfluss durch die Serviceangestellten gelegentlich unterbrochen.

Die einzige Voraussetzung für alle Treffen war, dass die Interviewpartnerinnen genügend Zeit für die Gespräche aufbringen konnten. Alle Interviews wurden ausnahmslos ohne die Anwesenheit einer zweiten Person geführt. Auch alle Familienangehörigen waren, bis auf ein sechs Monate altes Baby, zum Zeitpunkt des Interviews ausser Haus. Kinder und Ehemänner der Studienteilnehmerinnen lernte ich teilweise vor oder nach den Interviews kennen. In der Regel verliefen die Gespräche ungestört, allenfalls wurden sie durch Telefonanrufe kurz unterbrochen.

Die Interviews fanden vor- und nachmittags statt. Zwei Gespräche wurden am Abend geführt. In den meisten Fällen gab es mindestens zwei Termine mit den Gesprächspartnerinnen. Nur eine beendete von sich aus nach ca. einer Stunde das Gespräch bei ihr zuhause, ein neuer Termin fand drei Tage später statt. Zwei Mal musste ein Interview verschoben werden, krankheits- wie auch situationsbedingt.

Mit vier Migrantinnen fanden weitere Gespräche und zusätzlich vertiefte Interviews statt, wovon zwei in der vorliegenden Arbeit als Falldarstellungen präsentiert und ausgewertet werden. Die Zeitspanne zwischen dem ersten und dem vertieften Interview betraf 1.5 bis 2 Jahre.

4.6.3 Eine verstehende und empathische Haltung als Vertrauensgrundlage

Die Haltung, die ich meinen Gesprächspartnerinnen gegenüber einnahm, war für das Gelingen der Interviews bedeutend. Die Interviews führte ich mit einer „verstehenden Haltung“ durch, angelehnt an die Überlegungen des Soziologen Pierre Bourdieu in seiner Studie *Das Elend der Welt* (1993 [1997]). Die Gesprächspartnerinnen sollten verstehen, dass ich mich in ihre Situation hineinzuversetzen versuche, ohne zu bewerten

oder zu urteilen. Eine verstehende Soziologie interessiert sich nicht nur für die grossen Schicksalsschläge der Menschen, sondern auch für die kleinen Alltagsgeschichten, in denen vieles zu entdecken ist (Streckeisen 2010: 16). Bourdieu verweist darauf, dass wir uns gedanklich an die Position, die die Interviewten in der Gesellschaft einnehmen, begeben sollen, wobei wir uns stets vor Augen halten, dass es nicht die unsrige ist. Dabei verfolgen wir gemäss Streckeisen (2010: 16-17) nicht das Ziel, die Sichtweisen der Befragten einfach zu übernehmen oder als die einzig richtigen zu portraituren, sondern es geht vielmehr darum ihre Gefühle und Ansichten mit Hilfe unseres eigenen Wissens über die Gesellschaft und die Position, die sie dort einnehmen, zu verstehen. Streckeisen (2010: 17) stellt fest: Wenn es uns gelingt diese verstehende Haltung einzunehmen, sind wir in der Lage sowohl das Einzigartige und Individuelle an den Biographien herauszukristallisieren als auch das Allgemeine und Gesellschaftliche. Streckeisen (2010: 17) konstatiert,

„die portraitierten Personen erscheinen nicht einfach als Sozialfälle, Randständige oder Unqualifizierte, sondern als vollwertige, eigenständige und eigensinnige Menschen in besonderen Lebensumständen, deren Geschichten stets auch etwas mit den Geschichten vieler anderer Menschen zu tun haben, und letztlich auch mit unserer eigenen Geschichte.“

Das Besondere an der Methode der Datengewinnung und Dateninterpretation in der Studie *Das Elend der Welt* war gemäss Schultheis (1997: 829) Pierre Bourdieus forschungsethisches wie auch methodologisches Leitmotiv: „Nicht verhören, sondern zuhören, nicht instrumentalisieren, sondern zur Verfügung stehen“. Wie Bourdieu (1997a: 785-791) darlegt geht dieses Verstehen mit einer „sozialen Aufrichtigkeit“, einer „Aufmerksamkeit für das Gegenüber“ und einer „hingebungsvollen Offenheit“ einher und kann sogar Bezeugung einer „intellektuelle[n] Liebe“ sein. Diese Ausführungen Bourdieus waren für das Verständnis meiner Interviewbeziehung zu den befragten Migrantinnen von zentraler Bedeutung und grossem Nutzen. Auch auf die Gefahr hin, dass die folgende Aussage nicht als wissenschaftlich verstanden wird, soll provokativ Bourdieus Ausführung erweitert werden und ich spreche von „Liebe“ im Allgemeinen während der Interaktion mit den Befragten. Denn Aussergewöhnliches geschieht, wenn eine Atmosphäre entsteht, die von aufrichtigem und wahren Mitgefühl, ungeteilter Wertschätzung sowie uneingeschränkter Anerkennung, Respekt, Achtung, Präsenz, Aufmerksamkeit, Verstehen und Herzlichkeit getragen wird. Dies alles sind Facetten der Liebe, Worte, die die innere Haltung zu meinem Gegenüber beschreiben. Meines Erachtens sind diese Aspekte für die Beziehungsgestaltung und die Vertrauensbildung zentrale Elemente. Es war erstaunlich, wie offen alle Frauen über ihre schwierigen Erfahrungen und Gefühlslagen mit mir sprachen. Meine Offenheit im Umgang mit meinen eigenen Gefühlen trug sicher massgeblich dazu bei, dass sich die interviewten Frauen mir gegenüber ebenfalls öffneten. Miranda Lopez, eine 43-jährige Frau aus Guatemala, bestätigte meinen Eindruck mit den Worten: „Dank deiner offenen Art fiel es mir leicht dir meine Geschichte zu erzählen“. Hilfreich war auch, keine Berührungsängste zu dem sensiblen Thema Depression zu haben und voreingenommen zu sein. Insofern ziehe ich den Schluss, dass neben Bourdieus Auffassung einer „verstehende[n] Haltung“ auch eine „offene, aufmerksame, interessierte,

akzeptierende, achtende und einfühlsame Haltung“ für die Interviewinteraktion von entscheidender Bedeutung ist.

Diese Haltung ist in der klientenzentrierten Psychotherapie nach Carl Rogers (1972) ausführlich beschrieben und hinsichtlich ihrer heilsamen Wirkung gründlich erforscht worden. Die drei Haltungen „Authentizität“, „bedingungsfreie Wertschätzung“ und „Empathie“ sind gemäss Rogers Voraussetzung für einen gelingenden therapeutischen Prozess. Ein solcher personenzentrierter Ansatz ist auch über die Gesprächspsychotherapie hinaus eine Lebens- und Arbeitsweise und sehr hilfreich in allen menschlichen Beziehungen. Diese Haltungen unterstützen eine vertrauensvolle Beziehung zwischen dem Forschenden und den Befragten.

Domenig (2007: 174; 178) spricht im Kontext der kulturellen Kompetenz von der Methode der narrativen Empathie, bei der es darum geht, Vertrauen zu bilden und die Menschen von sich erzählen zu lassen. Diese Methode betont eine wertschätzende, respektvolle Haltung gegenüber MigrantInnen. Gleichzeitig betont sie, dass die Erzählungen von Erkrankten eine zentrale Rolle im Bewältigungsprozess einer Krankheit spielen. Rosenthal (1995: 174) zufolge kann durch „aktives Zuhören“ beim biographischen Erzählen eine helfende oder gar heilende Wirkung im Prozess des Erzählens selbst eingeleitet werden. Das Erzählen schmerzlicher Erfahrungen kann mit Unterstützung aktiven Zuhörens beim Betreffenden eine kathartische Wirkung des „Abgeben-Könnens“ von Belastendem hervorrufen. Meine eigene Überzeugung ist ebenfalls, dass „aktives Zuhören“ und eine ungeteilte und offene Aufmerksamkeit dem Gegenüber helfen, sich seiner Gedanken und Gefühle bewusst zu werden und damit eine heilende Wirkung entfalten.⁸ Nach den Interviews erfuhr ich von fast allen Befragten immer eine grosse Dankbarkeit, die mich anfänglich überrascht hatte. Sie erwähnten mir gegenüber, dass es ihnen gut getan habe über ihre Erfahrungen zu sprechen. Dafür stehen die Worte von Rosita Diaz, einer 54-jährigen Frau aus Kolumbien: „Ich hätte nie gedacht, dass ich mich nach dem Erzählen meiner Geschichte so befreit gefühlt hätte, so als wäre mir eine Last von meinen Schultern gefallen“.

Auch Miranda Lopez (s.o.) äusserte:

„Als ich dich anrief, um dir bei deiner Forschung zu helfen, dachte ich nicht, dass die Hilfe gegenseitig sei. Durch das Verstehen meiner Situation ist mir bewusst geworden, was ich tatsächlich brauchte. Ich benötigte etwas Grösseres, um diese Barrieren im meinem Leben zu überwinden, die gross waren, gewaltig waren, daher denke ich, dass nichts zufällig passiert. Und wenn du heute bei mir zuhause bist, hat das bestimmt eine Bedeutung. Ich danke dir dafür, dass du dich für andere Menschen interessiert und kümmerst. Normalerweise schaut der Mensch nur für sich oder handelt vor dem Hintergrund, etwas Finanzielles rausschlagen zu können. Dann gibt es Menschen wie dich, die sich um das Wohlbefinden und die psychische Gesundheit anderer Menschen kümmern und sich engagieren. Das ist eine schöne Sache, dass es Menschen wie dich gibt, denn das motiviert, inspiriert, ermutigt, hilft und lässt uns bewusst werden, dass wir nicht alleine sind. Es lässt uns bewusst werden, dass wenn es jemanden gibt, der diese Erfahrungen selber schon gemacht hat, zeigt es uns, dass man über alles hinweg-

8 Die kraftvolle Wirkung des aktiven Zuhörens beobachte und erlebe ich ebenfalls oft während meiner Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer Beratungsstelle für Migrantinnen und Migranten.

kommen kann und alles überwindbar ist. Menschen, die leiden, sprechen die gleiche Sprache und haben eine Verbindung, in welcher eine grosse Kraft enthalten ist.⁹

Auch später, nach der Datenerhebungsphase erhielt ich positive Rückmeldungen von Frauen, das Erzählen ihrer migrationsspezifischen Erfahrungen habe bei ihnen etwas in Gang gesetzt. So berichtete Selena Cruz, eine 47-Jährige aus Peru:

„Die bewusste Auseinandersetzung mit meinen Migrationserfahrungen hat mich bestärkt und ich entwickelte neues Selbstbewusstsein. Ich entwickelte neuen Mut mich für eine ausgeschriebene Stelle zu bewerben, die genau meinem Wunsch entsprach. Nun gehe ich nebst meiner Tätigkeit als Putzfrau zusätzlich einer Arbeit als Verkäuferin im Textilbereich nach, bei welcher ich mich wertgeschätzt fühle.“¹⁰

Anfänglich hatte ich nach dem Ende der Interviews, in denen so viel Persönliches offenbart wurde, das Bedürfnis, den Befragten ebenfalls etwas Persönliches zurückgeben zu müssen. Später erkannte ich, dass meine Aufmerksamkeit, mein Verstehen und mein Mitgefühl bereits eine Gegenleistung darstellte. Als Wissenschaftlerin erhielt ich also nicht nur Informationen und die Interviewpartnerinnen waren nicht nur einseitig Gebende, sondern durch Erzählen und Zuhören fand ein Austausch zwischen zwei Menschen statt. Nicht selten nahm ich ein verbindendes „Wir-Gefühl“ wahr. So war immer wieder zu beobachten, dass aufrichtiges, intensives und nachvollziehendes Zuhören, mitfühlend, ohne Bewertung, ohne Ratschläge zu erteilen, ein einfach mit einem offenen Herzen Zuhören bei dem Gegenüber bewirkte, sich angenommen und verstanden zu fühlen und für einen Augenblick Trost zu finden. In diesen Momenten fanden eine menschliche Begegnung sowie eine Wechselbeziehung statt. Die Beziehungsform war durch bedingungslose Anerkennung und Respekt gekennzeichnet.

Wie Pierre Bourdieu (1997a: 793) bin auch ich nicht der Auffassung, dass der/die SozialforscherIn eine möglichst neutrale Position einnehmen muss, sondern ein Interview ein Involviertsein und Betroffenheit erfordert:

„Diese Anteilnahme, mit der man sich in das Gespräch einbringt und damit auch seinen Gesprächspartner dazu bewegt, sich einzubringen, ist das, was ein gewöhnliches Gespräch oder auch das Interview, wie wir es praktiziert haben, von einem Interview, in dem der Interviewer in seinem Bemühen um Neutralität jedes persönliche Sich-Einbringen vermeidet, am allerdeutlichsten unterscheidet“ Bourdieu (1997a: 794).

Das Interview ist dabei als eine „geistige Übung“ zu begreifen, „die darauf abzielt, über die ‚Selbstvergessenheit‘ zu einer ‚wahren Konversion des Blickes‘ zu gelangen“ (Bourdieu 1997a: 788). Mit dieser Offenheit sowie durch das Sich-Einfühlen werden die Probleme des Befragten zu den eigenen, was dazu beiträgt, den/die GesprächspartnerIn in seiner „ganz besonderen Bedingtheit“ zu verstehen (Bourdieu 1997a: 788-791).

Mir war es ein Anliegen während der Interviewinteraktion nicht „nur“ als Forscherin aufzutreten und mich in „neutraler Distanz“ zu halten, um mich aus Angst vor

9 Das Interview mit Miranda Lopez führte ich auf Spanisch und anschliessend übersetzte ich es ins Deutsche.

10 Auch dieses Interview mit Selena Cruz führte ich auf Spanisch und übersetzte es später ins Deutsche.

Beeinflussung hinter der Fassade einer „Forscherininstanz“ oder „Fachautorität“ zu verstecken, sondern ich brachte mich auch selbst als Person ein. Ich liess mich während dieser Begegnung bewusst als Mensch, mit Erfahrungen und Gefühlen auf die Studienteilnehmerinnen ein und liess mich vom Erzählten überraschen und berühren. Eine distanzierte Haltung als Wissenschaftlerin den Gesprächspartnerinnen gegenüber hätte mir nicht den gleichen Zugang zu intimen und heiklen Informationen ermöglicht.

4.6.4 Gefühle im Forschungsprozess

Die Interviewinteraktion war sowohl bei den Befragten als auch bei mir von Gefühlen begleitet, die sich auf meine Forschungserfahrung auswirkten. Zum einen waren die interviewten Frauen nicht selten emotional ergriffen, wenn sie über ihre Erfahrungen berichteten. Während des Erzählens wurden sie von zahlreichen Gefühlen wie etwa Freude, Trauer, Enttäuschung, Ängste, Ärger, Furcht, Stolz etc. eingeholt, die ihren Ausdruck beispielsweise in schallendem Lachen, Weinen, Empörung und Nachdenklichkeit fanden. Einige Frauen waren anfänglich bemüht ihre Emotionen zurückzuhalten und zeigten kaum Gefühle während des Erzählens. Im Laufe des Interviews äusserten auch diese Frauen vermehrt ihre Emotionen. In sieben Fällen wurden die Migrantinnen beim Sprechen über ein schmerzhaftes Lebensereignis von ihren Gefühlen eingeholt und begannen zu weinen. Ich hatte keine Fragen zu diesen spezifischen Erfahrungen gestellt, sondern nach einer anfänglichen allgemeinen Erzählaufforderung sprachen sie von sich aus diese Lebenssituationen an. Selena Cruz, eine Peruanerin, weinte, als sie über den Verzicht auf ein zweites Kind aus finanzieller Angst sprach. Miranda Lopez aus Guatemala wurde von ihren Emotionen überwältigt, als sie, um ihrem gewalttätigen Ehemann zu entfliehen, vom Zurücklassen der Kinder im Herkunftsland erzählte. Rosita Diaz, eine Kolumbianerin, hatte Tränen in den Augen, als sie von den Schwierigkeiten und Demütigungen in ihrer einjährigen binationalen Ehe berichtete. Leticia Domingo, aus Peru, brach in Tränen aus, als sie von ihrem Schwangerschaftsabbruch im Kontext finanzieller Probleme erzählte. Amalia Torres, aus Venezuela, weinte, als sie über ihre Kinder sprach, die getrennt von ihr lebten. Veronica Rodriguez, aus Mexiko, weinte, als sie über ihre schmerzhaften Erfahrungen während einer Scheidung sprach und eine Frau aus Kolumbien, Sofia Garcia, liess ihren Emotionen freien Lauf, als sie von ihren drei minderjährigen Kindern sprach, die ihren kürzlich an Krebs gestorbenen Vater vermissten. In diesen Momenten war es wichtig, die Gefühle respektvoll aufzunehmen und nicht zu übergehen. Ich schaltete dann das Tonbandgerät aus und äusserte mein Mitgefühl durch unterschiedliche Gesten wie Hand nehmen oder Umarmen. Auf die Gefahr hin eine forschungsethische Grenze überschritten zu haben, folgte ich mit diesen Gesten meinem Instinkt, denn ich verrete die Ansicht, dass Zuhören, begleitet von einer Umarmung, eine nicht zu unterschätzende Wirkung haben kann. Der körperliche Kontakt sowie meine Anteilnahme waren in diesem Fall Ausdruck freundschaftlicher Zuneigung und emotionaler Zuwendung. Nach solchen Unterbrechungen fragte ich die Studienteilnehmerinnen, ob sie das Interview fortsetzen wollten, wofür sich alle sieben Frauen entschieden. Ich schaltete das Tonbandgerät wieder ein und setzte das Interview fort, indem ich die jeweilige schwierige Lebenserfahrung aufnahm. In Anlehnung an Rosenthal (2002a: 212) sage ich: „Das berührt dich heute noch sehr“, wenn sich die Gefühle auf eine

gegenwärtige Situation bezogen, oder: „Du fühltest dich damals hilflos“, handelte es sich um Gefühle aus Situationen aus der Vergangenheit. Rosenthal weist darauf hin, dass mit dem „Verbalisieren von emotionalen Erlebnisinhalten“ der Zuhörende dem Erzählenden sein Bemühen zu verstehen und seine Bereitschaft, auf die Gefühle des Gegenübers einzugehen, zeigt. Die Frauen waren anschliessend frei zu entscheiden, ob sie über die belastenden Erinnerungen weiter erzählen wollten oder ich ihnen eine neue Erzählaufforderung geben sollte. Dies setzt gemäss Rosenthal (2002a: 221) einen Balanceakt zwischen einem vorsichtigen und einem erzählgenerierenden Nachfragen voraus. Ausserdem betont Rosenthal (2002a: 227), dass in dieser Situation ein sensibles erzählunterstützendes Eingehen auf die Themen erforderlich ist.

Zum anderen war ich selber als Forscherin nicht selten vom Gehörten emotional ergriffen. Während des Interviewprozesses gab es viele Momente, in denen man zusammen lachen konnte, ich mich aber auch traurig, erstaunt, ohnmächtig oder betroffen fühlte. Gerade Rassismuserfahrungen im Alltag und der seelische Schmerz über diese menschliche Abwertung und gesellschaftliche Ablehnung waren sehr bewegend. Ein konkretes biographisches Erlebnis einer Migrantin löste Tränen bei mir aus. Leonor Castro¹¹, 40 Jahre alt, aus Mexiko, mit drei universitären Abschlüssen, schilderte, wie sich die Depression bei ihr manifestierte. Sie beschrieb scheinbar unbeteiligt und emotional distanziert, an manchen Tagen nicht mehr die Kraft gehabt zu haben, um auf die Toilette zu gehen. Sie urinierte neben ihr Bett und kroch anschliessend zurück. Im Nachfrageteil des Interviews antwortete Leonor Castro auf die Frage, ob ihr dies auch in Mexiko hätte passieren können: „Ich glaube nicht. In Mexiko hätte mich meine Mutter bereits viel früher zum Arzt gebracht, bevor es überhaupt so weit gekommen wäre.“ Diese Aussage berührte mich zutiefst und auch auf die Gefahr hin als Forscherin nicht „adäquat“ zu reagieren, überdeckte oder versteckte ich meine eigenen Emotionen nicht. Gleichzeitig war ich mir meiner Rolle als Forscherin aber bewusst und achtete darauf, mich nicht von meinen eigenen Gefühlen überwältigen zu lassen.

Da einige Erzählungen der interviewten Frauen mich an eigene Erfahrungen, an die meiner Mutter oder meines sozialen Umfeldes in meiner Kindheit erinnerten, galt meine ungeteilte Aufmerksamkeit für einen Augenblick nicht mehr meinem Gegenüber, sondern dem, was in meinem Inneren geschah. Sobald mir das bewusst wurde, kehrte ich gleich innerlich zur Befragten zurück. Es galt daher klar zu differenzieren, welche Erfahrungen die der Studienteilnehmerinnen und welche meine eigenen sind.

Hilfreich im Umgang mit dem mir Anvertrauten war das Führen eines Forschungstagebuches, in dem ich meine Beobachtungen, Eindrücke, Gedanken und Gefühle während und nach dem Interview festhielt. In diesem Prozess waren der Austausch mit meinem Erstbetreuer Prof. Dr. Ueli Mäder und meiner Zweitbetreuerin Prof. Dr. Yvonne Riaño sowie die regelmässigen Treffen während der Datenerhebungsphase und im Auswertungsprozess mit Dr. Florence Weiss, Ethnologin und Ethnopsychanalytikerin, eine wichtige Stütze. Hier sind die Ausführungen von Ueli Mäder (2010a: 167) aufschlussreich, denn sie zeigen sehr deutlich die Bedeutung des Einbeziehens und der Reflexion von eigenen Gefühlen bei der Auswertung der Interviews:

„Da die persönliche Aussage einen meistens emotional berühren, ist auch das einzu-
beziehen, was die Erzählungen mit uns machen und wie unser Nacherleben die Ge-

11 Auf diese Biographie werde ich in einer Falldarstellung näher eingehen.

sprachsdynamik beeinflusst. Da sind viele Selbstreflexionen, Intervision und Supervision gefragt. Sie helfen und lassen uns immer wieder entdecken, welchen Sinn unsere Interpretationen anstreben. Sie weisen uns auch darauf hin, wie interpretierend bereits unsere Transkripte sind.“

Das Wahrnehmen und Auseinandersetzen mit eigenen Gefühlen und subjektiven Reaktionen sind folglich als Teil der Forschungsbeziehung zu verstehen sowie als ein wichtiger Schlüssel für die Interpretation der Forschungsdaten¹². Dabei versuchte ich mich selbstreflexiv mit der Frage auseinanderzusetzen, welchen Einfluss die gemeinsam geteilten Erfahrungen als Frau mit Migrationshintergrund und die Gefühle von Betroffenheit, Solidarisierung, Unsicherheit, Irritation wie auch Unbehagen auf die Forschungsbeziehung zwischen den Befragten und mir haben können und welche emotionale Beziehungsdynamik daraus resultiert.

Zusammenfassend ist dazu festzustellen, dass ich eine kontinuierliche Evaluierung meiner Rolle als Forscherin betrieb, den Umgang mit meinen eigenen Gefühlen reflektierte und die Notwendigkeit sehe, diesen Gefühlen Rechnung zu tragen und sie bewusst in die Analyse einzubeziehen. Dieser reflexive Ansatz ist als methodologischer Schritt zu verstehen und bedeutet nicht, dass der Untersuchungsgegenstand der Subjektivität des Forschenden unterliegt.

Die offene und aufrichtige Reaktion der Interviewerin auf das Gehörte liess eine einende Verbindung mit den Interviewten entstehen. Es besteht zwar in der Forschung oftmals eine Berufung auf ForscherInnendistanz und Unbeteiligung, aus Angst die „Neutralität“ der Wissenschaft nicht bewahren zu können, doch als Forscherin sich selber als Mensch einzubringen, offene Ohren und ein offenes Herz anzubieten, bewirkt, dass Unerwartetes erzählt wird. Der Schlüssel für ein gelungenes Interview ist also die Bereitschaft zu verstehen und zu fühlen. Wenn ich als Forscherin einen offenen Zugang zu meinen eigenen Gefühlen habe und sie verstehe, kann ich auch fühlen, was andere fühlen und sie verstehen.

Vor diesem Hintergrund erachte ich nicht nur eine „verstehende Haltung“, sondern auch ein „fühlendes, empathisches, urteilsfreies und wohlwollendes Verstehen“, wie ich es bezeichnen möchte, während der Interviewinteraktion als zentral bedeutsam. Um den Menschen in seiner Ganzheit zu verstehen, ist es notwendig, sich ihm während des Interviews fühlend anzunähern und sich vom Erzählten berühren zu lassen. Was heilt, erlöst und tröstet, ist Wertschätzung, Achtung, Anerkennung, Verständnis und Mitgefühl oder zusammengefasst: „Liebe“.

4.7 Beziehungsebene zu den befragten Migrantinnen

Da ich Frauen in teilweise schwierigen Lebenssituationen befragte, war es für mich selbstverständlich, ihnen auch über den Forschungskontext hinaus zur Verfügung zu stehen, und ich übernahm weitere soziale Rollen über die der unbeteiligten Forscherin hinaus. Unterschiedlich intensive Beziehungen mit unterschiedlich emotionalen Bin-

12 Dies fiel mir leicht, da ich im Rahmen einer Psychotherapie meine migrationspezifischen und biographischen Erfahrungen aufgearbeitet und dabei gelernt hatte, in bewussten Kontakt mit meinen Gefühlen zu gehen sowie diese zuzulassen.

dungen entstanden aus den Forschungskontakten. Einige Migrantinnen habe ich nach dem Interview nicht mehr getroffen, andere noch regelmässig über Jahre gesehen und in zwei Fällen bis heute bei Alltagsschwierigkeiten geholfen und begleitet. Nach den Interviews wurde ich insgesamt von fünf Frauen um Unterstützung angefragt beziehungsweise bot meine Hilfe an. Ich übernahm auf diese Weise auch die Rolle einer Sozialarbeiterin, aber auch die einer Kollegin. Zwei Interviewpartnerinnen half ich auf ihren Wunsch hin bei der Suche nach einer Spanisch sprechenden Psychotherapeutin in ihrem Wohnkanton. In einem Fall bat mich Miranda Lopez aus Guatemala, ihr bei der Suche nach einer Psychotherapeutin mit Spanischkenntnissen für ihre 19-jährige Tochter zu helfen. Der weitere Kontakt mit der Familie eröffnete auch weitere Unterstützungsmöglichkeiten. So versorgte ich den Ehemann, einen seit 30 Jahren in der Deutschschweiz lebenden Kolumbianer, mit Informationen über eine berufliche Weiterqualifikation als interkultureller Dolmetscher.

Eine weitere Migrantin aus Kolumbien, Rosita Diaz, bat mich sie zu verschiedenen Beratungseinrichtungen zu begleiten, um für sie zu dolmetschen. Wir suchten eine Beratungsstelle für Migrantinnen und anschliessend eine binationale Beratungsstelle für Rechtsfragen auf. Hier ging es ihr um Auskünfte über ihre Rechte als Ehefrau eines Schweizer. Diese Migrantin begleitete und beriet ich im Übrigen in vielen weiteren Alltagssituationen, da sie bislang kaum Kontakte zu deutsch- oder spanischsprachigen Menschen entwickelt hatte und eine Dolmetscherin brauchte. Eine weitere Migrantin in finanzieller Notlage machte ich auf Frauenberatungsstellen aufmerksam, die ihr beim Verfassen eines Finanzierungsgesuches bei diversen Stiftungen behilflich sein könnten. Diese Beispiele meiner sozialberaterischen Unterstützung liessen sich fortführen, sollen aber stellvertretend für den Kontakt- und Beratungsbedarf der Studienteilnehmerinnen stehen.

Neben der Begleitung der Interviewpartnerinnen als Sozialberaterin, habe ich mich mit diesen Frauen auch über den Rahmen meiner Forschung hinaus getroffen und pflege bis heute einen regen Kontakt mit ihnen. Dazu gehören auch Einladungen zu familiären Anlässen und Geburtstagen. Auf diese Weise konnte ich über einen längeren Zeitraum die persönlichen und beruflichen Entwicklungen sowie Veränderungen im Leben einiger Frauen begleiten, und erhielt so ein facettenreicheres Bild ihrer Lebenssituation, das nicht nur durch eine künstliche Interviewsituation geprägt war.

Als relevant für die Beziehung zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir als Forschende halte ich folgende Ausführung des österreichischen Soziologen Roland Girtler, der soziale Randgruppen wie Obdachlose, Nichtsesshafte, Sexarbeiterinnen, Wilderer und Schmuggler u.a. untersuchte, für bedeutsam: „Ich sehe es als selbstverständlich an, den Mitgliedern der mich interessierenden sozialen Gruppen auch meine Lebenswelt zu öffnen“ (Girtler 2001: 72). Die Öffnung zu meiner eigenen sozialen Lebenswelt hielt ich also für angemessen. So lud ich beispielsweise die Forschungsteilnehmerinnen zu mir nach Hause ein, um das Interview zu führen oder unterstützte sie sozial bzw. administrativ, wenn etwa das Übersetzen und Ausfüllen von Formularen für Behördengänge nötig war. Dabei war nicht zu befürchten, mich selbst zu überfordern oder mich nicht genügend abgrenzen zu können, da mir diese Form der Unterstützung von Menschen mit Migrationshintergrund seit meiner Jugend vertraut und ich mir meiner Grenzen bewusst war. Dazu gehörte auch, „Nein“ sagen zu können. Andererseits beantwortete ich als Interviewerin aufrichtig private Fragen, die meine Interviewpartnerinnen an mich während der Vorgespräche oder nach Beendigung des

Interviews richteten. Schliesslich hatte ich als Interviewerin die Erwartung, dass die befragten Frauen mir ihre Lebensgeschichte detailliert erzählten und mir ihre persönlichen Erfahrungen zu meinen forschungsrelevanten Themen mitteilten. Dieselbe Erwartung an mich als Forscherin wollte ich meinen Gesprächspartnerinnen ebenfalls zugestehen. Ich gewährte ihnen Einblicke in meine soziale Lebenswelt, mit dem Ziel möglichst eine Hierarchie zwischen Forscherin und Interviewter zu vermeiden. Meines Erachtens diene diese beidseitige Bereitschaft des offenen Kommunizierens zusätzlich der Vertrauensbildung untereinander.

Über das eigene Leben zu erzählen stellt für viele Menschen keine Schwierigkeit dar, aber einer fremden Person Einblicke in äusserst intime Lebensbereiche zu gewähren und über schmerzhaft Erfahrungen zu berichten, ist nicht selbstverständlich und leicht. Andererseits kann es einigen Menschen sogar leichter fallen mit jemandem zu sprechen, der nicht ihrem persönlichen Umfeld angehört, sondern eine gewisse Distanz hat. Für das Generieren von Daten im Zusammenhang einer stigmatisierten Krankheit, wie die Depression eine ist, ist folglich die Fähigkeit, eine Atmosphäre des Vertrauens mit den Gesprächspartnerinnen aufzubauen, eine wichtige Voraussetzung. Bourdieu (1997a: 786) verweist in diesem Kontext auf die zentrale Bedeutung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Forschenden und potentiellen InterviewpartnerInnen, weil nur so „der Befragte in dem Interview und generell in dieser Situation einen Sinn erkennen kann“. Daher bedarf es einer bedingungslosen Wertschätzung für die Interviewten, damit sie von ihren Erfahrungen im Umgang mit einer gesellschaftlich stigmatisierten Erkrankung und über ihre schmerzhaften Gefühle erzählen können. Darüber hinaus geht es für den Forscher nicht nur um entgegengebrachtes Vertrauen, sondern auch um das Zutrauen seitens der Erzählenden, mit dem Gehörten umgehen zu können.

Im Laufe des Forschungsprozesses beim Aufarbeiten und Dokumentieren der Lebensgeschichten von psychisch erkrankten Migrantinnen entwickelte ich das Gefühl, eine selbsternannte „Anwältin“ zu sein, die das ihr anvertraute soziale Leiden an die Öffentlichkeit herantragen will, um Ungehörtes zu Gehör zu bringen. Dieses Bedürfnis führte ich auf meine eigenen Erfahrungen als MigrantInnenkind zurück, das sich in der Mehrheitsgesellschaft überhört und übergangen fühlte. Dieser prägenden Erfahrung versuchte ich mit besonderem sozialen Engagement entgegenzuwirken.

4.7.1 Interviewinteraktion: Reaktionen, Chancen und Grenzen der narrativ-biographischen Gesprächsführung

Mit allen interviewten Migrantinnen fand eine intensive persönliche Begegnung statt, die von einer äusserst herzlichen Aufnahme bei Ihnen zuhause und zu einer unmittelbaren Einladung zu Kaffee, Tee und Keksen begleitet wurde. Bei der Zubereitung des Getränks entstanden bereits Gesprächsanknüpfungspunkte. Diese Anwärmpphase vor dem Interview war für die gegenseitige Annäherung und Kontaktfindung äusserst wertvoll.

Ob ein Interview gelungen ist, lässt sich auch direkt an der Reaktion der GesprächspartnerIn beobachten. Wenn ich mich am Ende der Interviews für das Interesse und für die Teilnahme an meiner Forschung bedankte, erhielt ich von fast allen Frauen die Antwort, gerne bereit gewesen zu sein, mit mir über ihre Erfahrungen zu reden, wenn es anderen Frauen in ähnlichen Lebenssituationen helfen kann. Alle be-

fragten Migrantinnen bedankten sich wiederum bei mir nach Ende der Tonbandaufnahme, dass ich ihnen aufmerksam zugehört hatte und mich für ihre Lebensgeschichte interessierte. Reflexion, Wertschätzung, Verständnis und Erleichterung waren ihre Empfindungen nach den Interviews.

Miranda Lopez aus Guatemala gab als Grund für ihre Studienteilnahme an, einen Beitrag zum Aufbrechen des Tabuthemas Depression leisten zu wollen:

„Ich möchte nicht nur an dieser Studie teilnehmen, in der Hoffnung anderen Frauen zu helfen, die sich in einer ähnlichen Lebenssituation befinden, sondern auch um das Tabu im Zusammenhang mit einer Depression zu brechen. Viele Frauen aus Lateinamerika haben oft Angst und verspüren Leid hier in der Schweiz, aber niemand wagt darüber zu sprechen, was es für sie bedeutet in der Schweiz zu leben. Falls ich eine Freundin anrufe, um zu fragen wie es ihr geht, dann meint sie, dass es ihr gut geht und dass sie beschäftigt sei. Aber das stimmt nicht, sie sitzt zuhause, ist deprimiert und möchte nicht das Haus verlassen. Sie bleiben in ihrer inneren Welt isoliert. Aber es ist notwendig, dass sie die Aussenwelt sehen und dass sie erkennen, dass sie für die Gesellschaft wertvoll sind. Aus diesem Grund habe ich mich bei dir gemeldet, weil ich es wichtig finde, dass jemand die Stille bricht. Die Frauen benötigen Informationen, sie müssen erfahren wie sie überleben können und sie müssen sich untereinander unterstützen, um mit der Depression umgehen zu können. Die Depression ist nicht nur eine momentane Traurigkeit wie die Leute oft meinen. ‚Dieser depressive Gemütszustand wird schon bald vorbei gehen‘ sagten sie mir immer wieder. Aber das ist eine Lüge. Die Depression kann zu Selbstmord oder zu einer anderen Tragödie führen. Ich will das nicht. Ich will das nicht für mich und auch nicht für andere Menschen. Wenn ich dazu beitragen kann, dass sich diese Situation ändert, helfe ich dir bei deiner Studie gerne.“

Eine weitere Migrantin, Sofia Garcia aus Kolumbien, fühlte sich sogar geehrt, dass ich sie interviewte und mich für ihre Erfahrungen interessierte. Sie empfand sich nun als wertvoll genug, um von einer soziologischen Doktorandin befragt zu werden.

In diesem Zusammenhang macht Bourdieu (1997a: 791) darauf aufmerksam, dass im Rahmen einer „vollkommen aussergewöhnlichen Kommunikationssituation“, die zwischen der interviewenden Person und den Befragten auftreten kann, den GesprächspartnerInnen die Möglichkeit gegeben wird, ihr Unbehagen, ihre unerfüllten Bedürfnisse und Wünsche zur Sprache zu bringen, die sie manchmal erst durch dieses „Zur-Sprache-Bringen“ selber entdecken. So empfinden einige diese Interviewsituation als eine ganz besondere Gelegenheit,

„um Zeugnis abzulegen, sich Gehör zu verschaffen, um ihre Erfahrungen von der privaten in die öffentliche Sphäre zu tragen; und auch als eine Gelegenheit sich zu erklären, und zwar im weitesten Sinne des Worte, also ihre eigene Sichtweise von sich selbst und der Welt zu konstruieren, und jenen Punkt innerhalb dieser Welt festzulegen, von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst.“ Bourdieu (1997a: 792)

In den meisten Fällen endete der Abschied von den Frauen in einer herzlichen Umarmung. Alle bekamen meine private Telefon- und Mobiltelefonnummer sowie meine Adresse. Sie konnten mich zu jeder Tages- und Nachtzeit kontaktieren, sollten nach

dem Gespräch Fragen oder Unklarheiten auftreten oder Gefühle entstehen, die im weiteren Verlauf Schwierigkeiten bereiten könnten. Sie wurden auch über die Möglichkeit psychologischer Unterstützung informiert. Einige Tage nach dem Interview erkundigte ich mich bei den Befragten jeweils, wie sie sich nach dem Gespräch fühlten, denn beim Erinnerungsprozess an schwierige Lebensphasen kann nie ganz ausgeschlossen werden, dass aufwühlende und tiefgreifende Gefühle ausgelöst werden könnten. Wäre für die Befragten das Eintauchen in das Erlittene emotional schwer auszuhalten gewesen oder hätten sie sich von den Erinnerungsprozessen überwältigt gefühlt, hätten sie spanisch sprechendes Fachpersonal in ihrer Wohngegend aufsuchen können. Gleichzeitig ist aber anzumerken, dass sich nur Studienteilnehmerinnen melden, die von sich aus das Bedürfnis verspüren ihre Biographie ausführlich zu erzählen. Andere nehmen gar nicht erst den Kontakt auf oder willigen in ein Interview ein. Wie Rosenthal (1995: 174) darlegt, sind Erzählende „dazu fähig ihren Lebensalltag erfolgreich zu leben und von ihrer Vergangenheit nicht völlig erdrückt zu werden, können wir auch davon ausgehen, dass sie über genügend Kräfte und Kompetenzen verfügen – vermutlich über mehr als andere Menschen –, um sich in einem Gespräch vor zu tiefen Eingriffen zu schützen.“

Insgesamt kann festgehalten werden, dass Migrantinnen mit einer vergangenen oder gegenwärtigen Depression sehr gut in der Lage waren, über ihre biographischen Erfahrungen zu berichten. Befürchtungen, die Studienteilnehmerinnen könnten beim Erzählen oder in der Zeit danach von ihren Gefühlen überwältigt fühlen, haben sich nicht bestätigt.

4.8 Feldzugang

Bis auf eine Migrantin kannte ich alle 17 Interviewpartnerinnen nicht im Vorfeld. Den Zugang zu Frauen aus Lateinamerika, die an einer Depression erkrankt sind oder waren, habe ich über mehrere Kanäle hergestellt, zunächst über lateinamerikanische Migrantinnen- und Kulturvereine, diverse Migrantinnen-Organisationen und zahlreiche Beratungsstellen für Migrantinnen. Dieser Zugang erschien mir aussichtsreich, da mir eine unmittelbare Kontaktaufnahme mit an Depression erkrankten Frauen aus Lateinamerika kaum möglich erschien. Anschliessend erweiterte ich meine Suche nach potentiellen Gesprächspartnerinnen und fragte bei Anlaufstellen für Migrantinnen, Beratungseinrichtungen für Frauen und binationale Paare, Rechtsberatungsstellen für Frauen, Menschenrechtsorganisationen, städtischen Einrichtungen, wie zum Beispiel Quartiertreffpunkte für Frauen mit oder ohne Migrationshintergrund, und spezifisch lateinamerikanische Müttertreffpunkte in der Deutschschweiz an. Weiter versuchte ich Teilnehmerinnen für meine Forschung über eine Sozialarbeiterin, die in einem Begegnungs- und Kulturzentrum arbeitet, zu finden. Schliesslich habe ich den Zugang zu den Frauen auch über spanischsprechende katholische, evangelische und methodistische Kirchenmitarbeiterinnen (Misión Católica de lengua española) in verschiedenen Kantonen der Deutschschweiz sowie in diversen Sprachschulen für Migrantinnen, in Kompetenzzentren zur Steigerung der Arbeitsmarktfähigkeit und bei Fachexpertinnen im Migrations- und Genderbereich gesucht. In der breit angelegten Suche nach potentiellen Studienteilnehmerinnen nahm ich auch Kontakt zu lateinamerikanischen Schlüsselpersonen auf, wie etwa ehrenamtlichen Aktiven der ver-

schiedenen Einrichtungen, interkulturellen lateinamerikanischen Dolmetscherinnen, Mitarbeiterinnen bei Radiostationen mit Migrationsbevölkerung als Zielpublikum, lateinamerikanischen Mitarbeiterinnen von schweizweit tätigen Gesundheitsorganisationen (Schweizerisches Rotes Kreuz) und Mediatorinnen aus Lateinamerika.

Insgesamt habe ich etwa 140 verschiedene Vereine, Anlaufstellen, Beratungseinrichtungen für die Migrationsbevölkerung in der Deutschschweiz sowie zusätzlich 70 lateinamerikanische Schlüsselpersonen angefragt, mir bei der Vermittlung von Interviewpartnerinnen zu helfen. Zunächst nahm ich telefonisch Kontakt auf, da mir dieser Weg am sinnvollsten erschien, um mein Forschungsvorhaben und mich selber persönlich vorzustellen und damit auftretende Fragen direkt beantworten zu können. Mit zahlreichen Angefragten fand auch ein persönliches Treffen statt, um ein Informationsgespräch zu führen. Meine Kontaktdaten, Informationen zu meinem Forschungsvorhaben und Suchkriterien für die Studienteilnehmerinnen hatte ich sowohl auf Deutsch als auch auf Spanisch und Portugiesisch verfasst und auch allen Ansprechpersonen per Mail mit der Bitte um Verbreitung geschickt.

Bei einigen angeschriebenen Organisationen und Beratungsstellen war die Bereitschaft, mir bei der Vermittlung von Gesprächspartnerinnen zu helfen, sehr gering. Von den zahlreich angeschriebenen Beratungsstellen erhielt ich teilweise Kontakte von Schlüsselpersonen, aber keine dieser Kontaktpersonen konnte mir eine Interviewpartnerin vermitteln. Eine Ausnahme stellten zwei kantonale Fachstellen für Integration dar. Hier wurden mir jeweils Kontakte zu lateinamerikanischen Schlüsselpersonen vermittelt, die mir schliesslich beim Finden von zwei Interviewpartnerinnen helfen konnten. Bei einer Fachtagung zu Aspekten der Integration 2013 in Bern stellte ich einen direkten persönlichen Kontakt zu einer Teilnehmerin her und fünf Tage nach der ersten Begegnung während dieser Tagung fand ein Interview bei ihr zuhause statt. Eine weitere Studienteilnehmerin, die ich direkt zur Studienteilnahme befragte, war eine ehemalige Arbeitskollegin aus Mexiko.

Drei Kontakte kamen über eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft zustande. Die Präsidentin dieses Fördervereins Lateinamerikanischer Schulen im Kanton Bern brachte meine auf Spanisch verfasste E-Mail bei den Eltern der SchülerInnen des HSK-Unterrichts in Umlauf. Daraufhin nahmen drei lateinamerikanische Migrantinnen, die zum damaligen Zeitpunkt an einer Depression erkrankt waren, mit mir Kontakt auf und erklärten sich nach einem Vorgespräch und einem persönlichen Treffen zu einem Interview bereit.

In der Forschung zu Migration und Gesundheit aus einer soziologischen Perspektive erwies sich der Zugang über medizinische bzw. therapeutische Versorgungseinrichtungen als ungeeignet. Den Weg über Spanisch oder Portugiesisch sprechende PsychotherapeutInnen sowie HausärztInnen, um potentielle Gesprächspartnerinnen aus Lateinamerika zu finden, liess ich nach zwei bis drei Anfragen fallen. Die nachvollziehbare Begründung der Fachpersonen war, aufgrund der ärztlichen Schweigepflicht ihren KlientInnen keine Interviewanfragen von WissenschaftlerInnen weiterleiten zu können. Eine Psychotherapeutin äusserte auch ethische Bedenken, da die Auswirkungen eines Interviews nicht voraussehbar seien und starke Gefühlsausbrüche auslösen könnten.

Es ist nachvollziehbar, dass die biographische Thematisierung der Migrations- und Depressionserfahrung für die zugezogenen Frauen aus Lateinamerika unter Um-

ständen emotional belastend sein kann. Wie bereits dargelegt, verspürten aber alle interviewten Frauen von sich aus ein Bedürfnis, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, was Bourdieu (1997a: 792) als eine „Wohltat des Sich-Aussprechens“ bezeichnet. Sie waren dankbar, dass ein wissenschaftlicher Gesprächsanlass sie zur Selbstreflexion angeregt hatte und ihnen mit aufrichtigem Interesse zugehört wurde. Das Interview war ein Mittel, den befragten Migrantinnen Raum zu geben, als Expertinnen in eigener Sache zu Worte zu kommen und dabei ihre subjektive Perspektive migrationsspezifischer Krankheitserfahrungen zum Ausdruck bringen zu können, was auch einen heilenden Aspekt beinhaltet. Neben der Suche nach Studienteilnehmerinnen über die bereits geschilderten Kanäle war der Zugang zu Interviewpartnerinnen über eigene private Kontakte am erfolgreichsten sowie über Schlüsselpersonen, die mich persönlich kannten und „weiterempfehlen“, da sie mich als vertrauenswürdig erachteten.

Meine erste Interviewpartnerin, eine Migrantin aus Mexiko, die mit einem Schweizer Mann verheiratet ist, wurde mir durch eine mir bereits bekannte Naturheilpraktikerin vermittelt. Das erste telefonische Vorgespräch mit der Migrantin dauerte eine Stunde, was mich überraschte. Von sich aus begann sie über ihre Migrations- und Krankheitserfahrungen im Kontext einer Depression und ihre Selbstdeutungen zu erzählen. Dieses Sich-Mitteilen ohne Erzählaufforderung war in den meisten Erstgesprächen bzw. in der Kennenlernphase mit den Studienteilnehmerinnen festzustellen. Der Eindruck verfestigte sich, dass meine Gesprächspartnerinnen eine grosse „biographische Notwendigkeit zu biographischen Thematisierungen“ (vgl. Rosenthal 1995: 107) aufwiesen und den Wunsch verspürten, ihr bisheriges Leben resümierend darzulegen. Rosenthal (1995: 108) gibt jedoch zu bedenken, das Bedürfnis, biographische Erlebnisse zu thematisieren, resultiere nicht aus einem dem Individuum innewohnenden Antrieb, sondern der Grund sei sozial konstituiert. „Biographische Thematisierungen werden ‚gerade nicht durch eine selbstverständliche Normalität des Lebenslaufs provoziert, sondern durch Kontingenzerfahrungen – durch Ereignisse und Handlungen, die nach Einordnung, Verarbeitung und Normalisierung rufen“ (Kohli 1988, zit.n. Rosenthal 1995: 108-109). Im Falle der ersten Interviewpartnerin trafen wir uns im Rahmen eines informellen Umfelds bei unserer gemeinsamen Bekannten, tauschten uns auch auf einer persönlichen Ebene aus und lernten uns ausserhalb des Forschungskontextes kennen. Etwa sechs Wochen später trafen wir uns zum ersten Interview, das dann drei Stunden dauerte.

Das bereits erwähnte, von Rosenthal (1995: 108) genannte „sozial konstituierte Motiv“ war bei der weiteren Suche nach Forschungsteilnehmerinnen immer wieder festzustellen. Alle Kontakte ergaben sich über Schlüssel- oder Vermittlerpersonen (Nachbarin, Studienkontakte, berufliche Kontakte), die das soziale Umfeld darstellten, in dem für die angefragten Migrantinnen eine Studienteilnahme möglich und akzeptabel wurde.

Aus diesem sozialen Umfeld entstand die Bereitschaft der Interviewpartnerinnen, über ihre Lebenserfahrungen zu erzählen, die in der Regel mit der Zustimmung zu einem Gespräch gegeben ist. Alle Migrantinnen reagierten auf meine Anfrage zur Teilnahme an der Studie sehr aufgeschlossen und bereitwillig. Sie waren interessiert, hilfsbereit und sagten einem Interview sofort zu. Nur bei einigen wenigen Frauen war eine anfängliche Zurückhaltung oder Verwunderung über das von mir gezeigte Interesse zu spüren, was jedoch nach einem persönlichen Treffen und einem Vorgespräch einer Offenheit meiner Person und meinem Forschungsprojekt gegenüber wich.

Die Felderschliessungsarbeit erwies sich als zeitaufwendig und war von intensiver Interaktionsarbeit in Form von E-Mails, telefonischen Gesprächen, persönlichen Informationstreffen, informellen Gesprächen, Flyern, SMS und Facebook-Nachrichten geprägt. So nahm die Erhebungsphase insgesamt mehr Zeit in Anspruch als ursprünglich vorgesehen.

In der Auswertung der Interviews gilt es gemäss Rosenthal (2011: 88), die unterschiedlichen Wege des Zugangs zu den Interviewten zu reflektieren, da es einen wesentlichen Unterschied macht, ob sich jemand von sich aus telefonisch auf eine E-Mail oder Kontaktanzeige meldet oder ob das Interview auf Vermittlung einer gemeinsamen Bekannten erfolgt. In welchem Kontext die Befragten bereit sind über ein Thema zu sprechen und in welchem nicht, sagt bereits sehr viel über das Forschungsthema aus. Es ist von Vorteil möglichst unterschiedliche Zugangswege auszuwählen, um damit auch verschiedene Personengruppen zu erreichen. Da der erfolgreichere Zugangsweg zu den Studienteilnehmerinnen in erster Linie über private Kontakte und nicht über Beratungsstellen und Einrichtungen war, scheint es entscheidend zu sein, dass die potentiellen Gesprächspartnerinnen ein Gefühl des Vertrauens und der Sicherheit der Forschenden gegenüber benötigen. Daher war es mir ein Anliegen, meinen Interviewpartnerinnen genau diese Gefühle zu vermitteln.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Zugang zu den Befragten nicht, wie ursprünglich anvisiert, über Migrantinnenvereine und Beratungsstellen zu erschliessen war, sondern der erfolgreichste Zugang zu den Gesprächspartnerinnen über das persönliche Kontaktnetz stattfand. Mit der Mehrheit der befragten Migrantinnen kam ich über unterschiedliche informelle Wege in Kontakt. Von den insgesamt 17 Gesprächspartnerinnen fand ich elf Frauen über eigene Kontakte. Eine Interviewmöglichkeit erfolgte nach dem Schneeballprinzip. Drei Kontakte ergaben sich über eine Schule für Heimatliche Sprache und Kultur (HSK) für spanischsprachige Kinder mit lateinamerikanischer Herkunft. Diese Frauen meldeten sich aus eigener Initiative für eine Teilnahme an meiner Studie. Über die zahlreichen angefragten Migrantinnen-Organisationen, Beratungsstellen und Einrichtungen für Migrantinnen konnten nur zwei Kontakte hergestellt werden.

4.9 Interviewbericht, Transkription, Anonymisierung und Ansprache

Mit Beginn der Kontaktaufnahme erstellte ich bei jeder Interviewpartnerin einen Interviewbericht bzw. ein Memo an, in welchem ich Angaben über das Geschehen bereits vor der Tonbandaufzeichnung des Interviews festhielt. Dabei protokollierte ich gleich nach dem ersten Austausch mit interessierten Studienteilnehmerinnen Art, Datum, Zeit und Dauer des ersten Kontakts sowie Inhalt des Gesprächs. Unmittelbar nach dem Interview beschrieb ich in diesem Interviewrapport die Interviewsituation und notierte die wichtigsten Themen des Gesprächs sowie alle relevanten Informationen des Gesprächsverlaufs, die aus der Tonbandaufnahme nicht zu erschliessen sind, wie Wohnsituation und Wohngegend, Eindrücke der Atmosphäre, äusseres Erscheinungsbild der interviewten Frau, äusserlich wahrnehmbare Gefühle und Befindlichkeit der Befragten (offen, gehemmt, interessiert, freundlich, nervös, entspannt etc.), besondere Vorkommnisse oder Unterbrechungen während des Interviews sowie Gesprächsinformation vor und nach Abstellen des Diktiergeräts. Des Weiteren hielt

ich im Interviewbericht die Interaktionssituation zwischen den Interviewten und mir, non-verbale Kommunikation und Auffälligkeiten fest, aber auch, was nicht zur Sprache kam, sowie Schilderungen der Interviewten, auf die sie nicht näher eingingen oder zögerlich darüber sprachen. Darüber hinaus beinhaltete mein Interviewbericht Ideen, Vermutungen, Einsichten zum Forschungsmaterial, entdeckte Zusammenhänge, zentrale Themen, Widersprüche, vorläufige Interpretationsansätze und weiterführende Fragen. Während des gesamten Forschungsprozesses zeichnete ich wie bereits erwähnt zusätzlich in einem persönlichen Forschungstagebuch zeitnah alle meine Beobachtungen, Gedanken, Stimmungseindrücke und evozierten Gefühle während und nach dem Interview auf. Die Interviewberichte und insbesondere das Forschungstagebuch waren äusserst hilfreich bei der Analyse und Reflexion der Interviewinteraktion zwischen den befragten Migrantinnen und mir.

Die Erziehungswissenschaftlerin Bettina Dausien (1994: 44) verweist in diesem Kontext darauf, die Biographieforschung lasse sich nicht wie eine Technik aneignen. Vielmehr wird die Bereitschaft der ForscherInnen vorausgesetzt, sich auf einen theoretischen und praktischen Lernprozess einzulassen, in dem auch die eigene Subjektivität und das eigene Handeln kritisch in Frage gestellt werden. Auch die Auswertung, so Dausien (1994: 44) weiter, kann als eine solche Form des „reflexiven Lernens“ verstanden werden, denn das empirische Material kann nicht für sich sprechen, sondern muss immer von der ForscherIn interpretiert werden. Die Sozialwissenschaftlerin merkt hierzu an:

„Im interpretativen Prozess setzen sich die Forscher_innen gewissermassen mit ihrer ‚Subjektivität‘ – mit ihren wissenschaftlichen Fragen, Interessen, Theorien ebenso wie mit ihren persönlichen Eigenarten – mit dem empirischen ‚Material‘, den Erfahrungen und Sichtweisen der befragten Frauen, auseinander und gelangen zu erweiterten oder gar neuen Hypothesen“ (Dausien 1994: 144).

Aus diesem Grund ist beim Auswertungsprozess „(Selbst-)Kontrolle und Transparenz über das Verhältnis von Offenheit und Strukturierung“ durch die ForscherInnen notwendig, wie sie beispielsweise durch ein Forschungstagebuch, Supervision und die Interpretation in einer Forschungsgruppe erfolgen kann (Dausien 1994: 144).

Anhand der Interviewprotokolle und nach dem Abhören der Gespräche verfasste ich jeweils eine Globalanalyse zu jedem Interview mit den wichtigsten Informationen, die laut Rosenthal (2011: 91) bereits einer ersten vorläufigen Auswertung entspricht. Diese bildet die Grundlage sowohl für die Entwicklung der ersten als auch der zweiten theoretischen Stichprobe, d.h. welche weiteren Interviews noch geführt werden sollen und welche Interviews für eine detaillierte Analyse ausgewählt werden. Die Globalanalyse dient weiter als Überblick über die Interviews sowie als Entscheidungsgrundlage, ob ein Interview transkribiert werden sollte oder nicht (Rosenthal 2011: 91). Ich entschied mich jedoch dazu, alle von mir durchgeführten und auf Tonband aufgezeichneten 17 biographisch-narrativen Interviews direkt im Anschluss an das jeweilige Interview in der Originalsprache wörtlich zu transkribieren. Die auf Spanisch geführten Interviews übersetzte ich in einem nächsten Schritt auf Deutsch. Ein Interview wurde vom Schweizerdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt, wobei ich nach Möglichkeit umgangssprachliche Äusserungen beibehielt. Die Übersetzungsarbeit stellte eine sehr zeitintensive und aufwendige Arbeit dar. Basierend auf den Global-

analysen und Interviewberichten wählte ich vier Fälle für die zweite Stichprobe, also für die Durchführung von Fallrekonstruktionen, aus. Alle Tonbandaufnahmen dieser Interviews und vertieften Gespräche, die ich mit vier Migrantinnen geführt und für die ausführliche Einzelfallanalyse ausgewählt hatte, transkribierte ich ebenfalls vollständig Wort für Wort. Die auf Spanisch geführten Nachfolgeinterviews übersetzte ich anschließend. Insgesamt sind 21 Interviews transkribiert worden. Für das Anfertigen der Transkription wählte ich für narrativ ausgerichtete Analysen die weitgehend übliche mittlere Genauigkeit als Transkriptionsgrad, die auch Pausen, Satzabbrüche und Paraverbales (wie Lachen, Weinen, Seufzen etc.) berücksichtigt (Küsters 2009: 74). Für die bessere Lesbarkeit wurden die Zitate, die in dieser Arbeit wiedergegeben werden, leicht geglättet. So werden Gesprächsfüller (z.B. „Äh“ oder „Mhm“) der Befragten nicht ausgewiesen. Bei der Angabe von Pausen bin ich auch eher pragmatisch vorgegangen und beschloss, alle Pausen bis zu drei Sekunden mit drei Auslassungspunkten in Klammern (...) zu markieren. Längere Pausen beim Sprechen wurden im Text hervorgehoben. Wesentlich ist, dass durchgängig ein einheitliches Transkriptionssystem für das gesamte Interview verwendet wird (Küsters 2009: 74). Ist ein Zitat länger als drei Zeilen, so habe ich es zur besseren Übersicht eingerückt.

Wie bereits erwähnt führte ich neun Interviews auf Spanisch und acht Interviews fanden auf Deutsch statt. Die Studienteilnehmerinnen, die als Konversationssprache Deutsch wählten, verfügten über relativ gute bis sehr gute Deutschkenntnisse. In diesen Interviews waren dennoch Grammatikfehler und sprachliche Ungenauigkeiten vorhanden, die ich mittranskribierte. Die Interviews, welche auf Spanisch geführt wurden, sind in den transkribierten Übersetzungen von deutlich anderer Qualität, da die befragten Lateinamerikanerinnen in ihrer Muttersprache über ihre Erfahrungen sprachen und sich daher besser mitteilen konnten. Um einer sprachlichen Schiefelage entgegenzuwirken, die in der Datenerhebung aufkam, ging ich wie die Soziologin Helma Lutz vor, die in Bezug auf Interviews im Migrationskontext bei der Präsentation der Daten alle Zitate sprachlich geglättet hat. Lutz verweist ferner darauf, dass das Glätten der Sprache in der Darstellung aus dem Grund erfolgt, da Sprache als ein Instrument der Machtausübung funktioniert und gleichzeitig als Ausdruck sozialer Hierarchien fungiert. Die einwandfreie deutsche Sprachbeherrschung gilt im Migrationsdiskurs als Zeichen der Integrationsbereitschaft, im Gegensatz dazu wird das nicht perfekte Beherrschen der deutschen Sprache „zur Markierung einer gesellschaftlich schwachen, untergeordneten Position“ betrachtet (Lutz 2007: 57). In der Wiedergabe der Sprachfehler der MigrantInnen besteht deshalb die Gefahr, eine solche Position zu verfestigen und dadurch ihre prekäre soziale Lage und Vulnerabilität hervorzuheben (Lutz 2007: 57). Vor diesem Hintergrund und um keinen abwertenden Eindruck der Interviewten aufgrund der nicht fehlerfreien Beherrschung der deutschen Sprache zu vermitteln, wählte ich für die Präsentation der Zitate eine eher sprachlich leicht bereinigte und geglättete Version des Erzählten.

Wichtig anzumerken erscheint mir an dieser Stelle, dass das Transkribieren ein „konstruktiver Prozess“ ist und keiner neutralen Abbildung entspricht (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 313). Bei der Transkription handelt es sich also immer schon um erste Interpretationsschritte (Bourdieu 1997a: 797; Mäder 2010a: 167). Die transkribierten Übersetzungen erachte ich ebenfalls bereits als eine Form der Interpretation des Gesagten.

Im Auswertungsprozess des Forschungsmaterials zog ich zusammenfassend die Interviewtranskriptionen, Interviewrapporte, Globalanalysen, Gesprächsnotizen sowie die Einträge der Feldtagebücher mit ein. Die Analyse der Transkripte fand zusammen mit den Tonbandaufnahmen statt, d.h. ich hörte mir die Interviewaufnahmen immer wieder an. Die Kombination von Geschriebenem und Gehörtem halfen mir, bei der Analyse neue Gedanken zu entwickeln.

Nach der Transkription der Tonaufnahmen unterzog ich die Texte einer Anonymisierung. Alle Informationen wie etwa Vor- und Nachnamen, Wohnorte und prägnante Details der Lebensgeschichte, die zu einer Identifikation der Erzählerin verhelfen könnten, maskierte ich bzw. wählte Pseudonyme aus. Um Rückschlüsse auf die interviewten Frauen zu vermeiden, machte ich in der Auswertung der Daten keine Angaben zum Wohnkanton in der Schweiz, sondern sprach allgemein von einem Wohnsitz in der Deutschschweiz. Diese Entscheidung beruhte auch darauf, dass ich für die Datenanalyse dieser Arbeit die Angabe des Wohnkantons der befragten Migrantinnen, welcher sich wie bereits im Sample dargelegt auf vier Kantone wie Basel-Stadt, Basel-Landschaft, Bern und Zürich beschränkt, nicht als bedeutungsvoll erachtete. Um keine Identifikation der Studienteilnehmerinnen zu erlauben, ersetzte ich ausserdem Merkmale durch Merkmale mit vergleichbarem Informations- und Sinngehalt. So behielt ich beispielsweise die Anzahl Kinder bei den befragten Frauen bei, veränderte jedoch das Geschlecht der Kinder. Hierdurch versprach ich mir, dass das Analysepotential der Daten erhalten blieb. Die Herkunftsländer und die Herkunftsorte der interviewten Frauen, welche meistens mit den Hauptstädten der jeweiligen Länder wie etwa Mexico Stadt, Lima, Caracas, Bogota etc. einhergingen, belies ich. Zum einen, weil ich die Deutungen über den jeweiligen Herkunftskontext für relevant hielt und ich zum anderen davon ausging, diese Angaben ermöglichten mir eine bessere Rekonstruktion der Lebensgeschichte und der Lebensbedingungen der Biographinnen. Des Weiteren ging ich nicht davon aus, dass die Namen dieser Städte Rückschlüsse auf die Identifikation der jeweiligen Migrantin zuließen.

Die Anredepraxis des „Du“ zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir drückt sich nicht in der Präsentation der Forschungsdaten aus. Ich schloss mich den Reflexionen der Soziologin Sarah Schilliger an, die in ihrer Dissertation über Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa in Schweizer Privathaushalten darauf hinweist, dass durch die Darstellung des Materials nur mit Vornamen die Gefahr besteht, gesellschaftliche und koloniale Hierarchisierungen zu reproduzieren (Schilliger 2014: 89). Um also bei der Darlegung der Daten Hierarchiegefälle und Machtverhältnisse zwischen den befragten Migrantinnen und mir zu vermeiden, entschied ich mich dazu, die Frauen mit Vor- und Nachnamen zu portraituren.

4.10 Datenerhebung: Autobiographisch-narratives Interview

Um eine Depression im Kontext der Migration aus der Erfahrungs- und Erlebnisperspektive betroffener Frauen rekonstruieren und analysieren zu können, wählte ich das autobiographisch-narrative Interview (vgl. Schütze 1983) als zentrales Datenerhebungsverfahren. Wie schon in Kapitel 2 dargelegt besteht ein Zusammenhang zwischen belastenden Lebenserfahrungen in der Migration und der Entwicklung einer Depression. Um diese vielschichtigen Zusammenhänge aufzuspüren, ist ein ergebnis-

offenes Verfahren erforderlich. Die Analyse autobiographisch-narrativer Interviews ermöglicht dabei, soziale und biographische Prozesse im Kontext von Migration, die einer Depressionserkrankung vorausgehen oder sie begleiten, in ihrer Tiefe herauszuarbeiten. Das von Fritz Schütze in den siebziger Jahren (1976, 1977) vorgestellte Erhebungsinstrument des narrativen Interviews gilt mittlerweile im Bereich der qualitativen Sozialforschung und insbesondere in der Biographieforschung als ein bewährtes Verfahren (Loch und Rosenthal 2002: 221). Ziel des narrativen Interviews ist mithilfe von Stegreiferzählungen¹³:

„die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung [...] durch die Dynamik des Erzählvorgangs wieder zu verflüssigen und so der Tendenz nach, trotz der notwendigen Raffungen und Erinnerungsverluste, den damaligen Erlebnisstrom erneut zu verlebendigen und auf diese Weise die Erfahrungsaufschichtung des Gedächtnisses zu konkretisieren und aufzufrischen“ (Schütze 1987: 237).

Wichtig ist dabei die These, dass Erzählungen, die durch dieses offene Interviewverfahren generiert werden, im Gegensatz zu Beschreibungen und Argumentationen eigenerlebter Erfahrungen sind, die damit dem faktischen Handeln am nächsten stehen und „die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Masse rekonstruieren“ (Schütze zitiert in Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 140). Dabei verfügen autobiographische Stegreiferzählungen über eine „erstaunliche Geordnetheit“, so Schütze (1984: 80), die sich an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichten. Anders ausgedrückt ordnen und strukturieren kognitive Figuren die retrospektive Erzählung selbst erlebter Erfahrungen. Die Entfaltung dieser Ordnungsprinzipien, d.h. kognitiven Figuren, ist darauf zurückzuführen, dass in einer biographischen Stegreiferzählung ein dreifacher narrativer Zugzwang zum Tragen kommt. Gelingt es also, die Interviewten zur Erzählung zu motivieren, dann werden laut Kallmeyer und Schütze (1977: 188) drei Zugzwänge des Erzählens wirksam: Der Zwang zur Detaillierung, zur Gestaltschliessung sowie zur Relevanzfestlegung und zur Kondensierung.¹⁴ Diese Zugzwänge tragen zum einen dazu bei, dass die Erzählenden mehr erzählen als sie zunächst vor der Erzählung beabsichtigen, ihnen im Erzählvorgang auch mehr und mehr einfällt, und zum anderen, dass sie ihre Erzählungen aber auch beschränken müssen, um sich nicht völlig in allen möglichen Details zu verfangen (Rosenthal 2011:

13 Vgl. Kapitel 3.

14 Kallmeyer und Schütze (1977: 188) beschreiben die Zugzwänge des Erzählens wie folgt: Detaillierungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, sich an die tatsächliche Abfolge der von ihm erlebten Ereignisse zu halten und – orientiert an der Art der von ihm erlebten Verknüpfungen zwischen den Ereignissen – von der Schilderung des Ereignisses A zur Schilderung des Ereignisses B überzugehen.“ Gestaltschliessungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, sich in der Erzählung darstellungsmässig begonnenen kognitiven Strukturen abzuschliessen. Die Abschliessung beinhaltet den darstellungsmässigen Aufbau und Abschluss von eingelagerten kognitiven Strukturen, ohne die die übergeordneten Strukturen nicht abgeschlossen werden können.“ Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang: „Der Erzähler ist getrieben, nur das zu erzählen, was an Ereignissen als ‚Ereignisknoten‘ innerhalb der zu erzählenden Geschichte relevant ist. Das setzt den Zwang voraus, Einzelereignisse und Situationen unter Gesichtspunkten der Gesamtaussage der zu erzählenden Geschichte fortlaufend zu gewichten und zu bewerten.“

155). Voraussetzung dafür ist, dass die Interviewten ihre Lebensgeschichte ohne Zwischenfragen bzw. deren Verschiebung auf den Nachfrageteil des Interviews erzählen können. Dies ermöglicht den Erzählenden in einen Erzählfluss und damit auch in einen Erinnerungsfluss zu gleiten (Rosenthal 2011: 156).

Zentrales Anliegen eines narrativen Interviews ist es, biographische Stegreiferzählungen hervorzulocken, die eine möglichst breite subjektive Gestaltung und Relevanzsetzung der GesprächspartnerInnen ermöglicht. Im Unterschied zu anderen Interviewmethoden, die sich an einem vorstrukturierten Frage- und Antwort-Schema orientieren, tritt das narrative Interview durch seine weitgehende Offenheit hervor. Mit dieser Methode der Datengewinnung soll erreicht werden, dass nach einer offen formulierten Eingangsfrage eine selbststrukturierte Erzählung der eigenen Lebensgeschichte bei den Interviewten evoziert und aufrechterhalten werden kann (Loch und Rosenthal 2002: 221). Das autobiographisch-narrative Interview ist also eine besondere Form des offenen Interviews, um die subjektive Sichtweise der Befragten herauszubekommen (Rosenthal 2011: 139). Damit ermöglicht das autobiographische Erzählen „Zugang zu den Erfahrungsbildungen, Sinnstiftungsprozessen und zentralen identitätskonstitutiven Akten des Informanten“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2004: 77). In diesem Kontext ist darauf hinzuweisen, dass die befragten Frauen „Expertinnen ihrer eigenen Biographie“ sind (Dausien 1994: 143). Im Folgenden werden die Phasen eines biographisch-narrativen Interviews dargestellt.

Das biographisch-narrative Interview besteht aus mehreren Phasen (Schütze 1983: 285; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 414; Rosenthal 2011: 157):

1. Erzählaufforderung
2. Autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation
3. Erzählgenerierendes Nachfragen (Nachfrageteil)
 - a. internes (immanentes) Nachfragen anhand der in Phase zwei notierten Stichpunkte
 - b. externes (exmanentes) Nachfragen
4. Interviewabschluss

Am Anfang des narrativen Interviews steht die Erzählaufforderung oder der so genannte Erzählstimulus (Schütze 1983: 285). Die Einstiegsfrage sollte möglichst so offen formuliert werden, dass sie sich auf die gesamte Lebensgeschichte bezieht und den BiographInnen möglichst viel Raum und Offenheit zum Erinnerern und Darstellen der biographischen Erzählung bietet (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997b: 415). Diese Erzählaufforderung der vorliegenden Arbeit lautete:

„Ich interessiere mich für die Lebensgeschichte von Frauen, die aus einem anderen Land in die Schweiz kamen. Ich möchte Dich bitten, mir Deine Lebensgeschichte zu erzählen, Deine ganz persönlichen Erfahrungen. Du kannst Dir dazu so viel Zeit nehmen, wie Du möchtest. Ich werde Dich erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurückkommen.“

Mit der offen gehaltenen und erzählgenerierenden Einstiegsfrage werden die Regie bei der Erzählgestaltung sowie die Entscheidung über die eigenperspektivischen Relevanzen den GesprächspartnerInnen überlassen. Diese Herangehensweise bietet den

BiographInnen die Möglichkeit, die eigene Lebensgeschichte mit dem für sie jeweils thematisch Bedeutsamen anzufangen (Rosenthal 1995: 189). So können die befragten Migrantinnen selber entscheiden, welche Schwerpunkte sie in ihrer biographischen Erzählung setzen und auf welche Weise sie die Depression thematisieren. Das bedeutet für die Untersuchung, dass in der Erzählaufforderung weder nach der Depressionserkrankung noch nach der Migrationserfahrung gefragt wurde. Bei der offenen Eingangsfrage nach der Lebensgeschichte geht es vielmehr um die Rekonstruktion der gesamten Lebensgeschichte, d.h. der Entwicklung von Leidensprozessen, von biographischen und sozialen Bedingungen und deren Verarbeitung. Auf der Grundlage biographischer Erzählungen von Frauen aus Lateinamerika kann so die Erkrankung an einer Depression in einem lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhang analysiert werden. In der zweiten Phase, die das Kernstück des biographisch-narrativen Interviews bildet, steht die autonom gestaltete Haupterzählung oder biographische Selbstpräsentation im Mittelpunkt. Die ErzählerInnen sollten wie bereits erwähnt in dieser Phase nicht durch Fragen oder Zwischenbemerkungen unterbrochen werden, um den Erzählfluss nicht zu stören (Rosenthal 2011: 160). Die interviewende Person beschränkt sich während dieser Erzählphase darauf, „erzählenregend zu schweigen“ (Küsters 2009: 58). Das bedeutet, dass der/die InterviewerIn das Erzählen weitestgehend durch anteilnehmende, aufmunternde parasprachliche, gestische und mimische Signale (wie Kopfnicken, Blickkontakt halten), aber auch durch bestätigende Kommentare (wie „Hm“-Sagen) bestärken und in Gang halten sollte. Darüber hinaus geht die interviewende Person mit den Emotionen der Erzählenden mit: Der/die InterviewerIn lacht mit; er/sie zeigt sich an traurigen Stellen ernst, verständnis- und teilnahmsvoll (Küsters 2009: 58). Spürt die erzählende Person, dass ihr interessiert, aufmerksam und verständnisvoll zugehört wird, kann sie sich zunehmend unkontrolliert ihrem Erinnerungsstrom überlassen (Rosenthal 1995: 195). Aufmerksames Zuhören unterstützt eine Erzählung weit mehr als jede Frage. Es entsteht damit auch mehr Vertrauen und wechselseitige Nähe als in einem Frage-Antwort-Dialog (Rosenthal 1995: 196). Das Ende einer Haupterzählung wird meist durch eine Erzählkoda markiert. Mit einer knappen Äußerung wie z.B.: „Und das war's“ (Amalia Torres vgl. Kapitel 5) signalisieren die InterviewpartnerInnen, dass sie die Erzählung für beendet halten (Schütze 1983: 285). Erst in der dritten Phase, nachdem eine Erzählkoda erfolgt ist, beginnt die interviewende Person mit den Nachfragen und Verständnisklärungen. Zunächst wird damit begonnen, immanente Nachfragen zu stellen, d.h. die InterviewpartnerInnen werden anhand der Notizen, die während der Haupterzählung gemacht wurden, um genauere Darstellungen von Unklarem oder nur Angedeutetem gebeten. Anschliessend werden im exmanenten Nachfrageteil weitere Fragen zu Themen gestellt, die von den Befragten selber noch nicht erwähnt wurden, für die Fragestellung der jeweiligen Forschungsarbeit aber wichtig sind (Schütze 1983: 285-286; Rosenthal 2011: 161-162). Im Anschluss an den erzählgenerierenden Nachfrageteil kann der Interviewabschluss eingeleitet werden. Für den Interviewabschluss besteht die unerlässliche Regel, das Interview nicht bei einer schwierigen Phase oder bei einem belastenden Lebensbereich zu beenden. Vielmehr bedarf es genügend Zeit dafür, dass die GesprächspartnerInnen am Schluss des Interviews über einen sie aufbauenden und sie stärkenden Lebensbereich sprechen können. Gerade in Interviews, in denen es um sehr schwierige Erlebnisse oder Lebensphasen ging, sollten am Ende des Gesprächs gemeinsam mit der Erzählperson „sichere Orte“ in der Lebensgeschichte gesucht und

die BiographInnen gebeten werden, darüber zu erzählen (Rosenthal 2011: 164). Das autobiographisch-narrative Interview endet schliesslich mit einer Reflexionsphase, in der die Erzählenden zur Bewertung des Interviews angeregt werden (Loch und Rosenthal 2002: 230). Nach Abschalten des Aufnahmegeräts folgt ein unterschiedlich intensives Nachgespräch, das sich möglichst nach den Bedürfnissen der Erzählenden richtet. Je nach Stimmungslage nach dem Interview kann sich das Nachgespräch noch um die Interviewthematik selbst, um die durch den erinnernden Erzählprozess in Bewegung geratenen Gefühle oder die weitere Verwendung des Datenmaterials drehen (Küsters 2009: 64). Aufwühlendes kann hier aufgefangen und bei Bedarf können Hilfestellungen betreffend weiterer Schritte angeboten werden. Angesichts der Schwere des Erlebten war die Möglichkeit, am Ende des Gesprächs über die Interviewsituation zu reflektieren und auf Fragen oder Eindrücke Bezug nehmen zu können, für beide Seiten ein Moment, der stärkend und verbindend wirkte. Der sich anschliessende Smalltalk über alle möglichen Themen war wichtig, um einen Übergang in den Alltag für alle am Gespräch Beteiligten zu erleichtern.

4.11 Datenauswertung: Biographische Fallrekonstruktion

Bei der Auswertung der Interviews handelt es sich nicht um die Überprüfung vorab definierter Hypothesen oder existierender Theorien,

„sondern um die empirisch fundierte Gewinnung neuer Erkenntnisse und theoretischer Konzepte über biographische Prozesse und Lebenserfahrungen in einem je konkreten empirischen Feld. Eine solche Forschungslogik bietet sich besonders für komplexe, auf Subjektivität und Handlungszusammenhänge bezogene Ansätze und für Forschungsprobleme an, bei denen Lebenserfahrungen und -wirklichkeiten untersucht werden sollen [...]“ (Dausien 1994: 138-139).

Dieses offene Vorgehen bei der Interviewauswertung passt zum hier untersuchten Thema Depression im Kontext der Migrations- und Lebensgeschichte bei Frauen aus Lateinamerika aus biographischer Perspektive und damit zum Verstehen subjektiver Erfahrung in den Erlebensdimensionen und des subjektiven Krankheitserlebens. Dies erfolgt, wie bereits erwähnt, anhand der biographieanalytischen Rekonstruktionen von zwei Fallstudien, in denen Krankheitserfahrungen in ihrer je spezifischen biographischen, aber auch gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Einbettung und Verschränkung analysiert und rekonstruiert werden. Für die Auswertung und Interpretation biographischer Erzählungen gibt es kein eindeutiges, immer gültiges Rezept, sondern zahlreiche unterschiedliche interpretative Ansätze und Verfahren. Für die Biographieanalyse im Kontext von Migration und Gesundheit erscheint es mir deshalb sinnvoll, eine Vorgehensweise zu wählen, die sich an die Fragestellung der Forschung anpasst und sich nicht nur auf eine bestimmte Methodenschule festlegt. Aus diesem Grund habe ich mich für die Auswertung der Biographien dazu entschieden, mehrere Ansätze und Verfahren miteinander zu kombinieren, da mir dies am besten geeignet erscheint, um meine Forschungsfrage so differenziert wie möglich untersuchen zu können. Ich beziehe mich für die Analyse des Materials weitestgehend auf das Vorgehen der Narrationsanalyse (Schütze 1983), das durch das Auswertungsverfahren

der biographischen Fallrekonstruktion (Rosenthal 1987, 1995, 2002a, 2011; Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997) und das kontextreflexive Verfahren (Dausien 1996, 2002) ergänzt wurde. Die Kombination verschiedener Ansätze und Auswertungsverfahren, um die subjektiven Perspektiven und Erfahrungen der befragten Frauen im Einzelfall wie auch fallübergreifend zu untersuchen, möchte ich an dieser Stelle kurz beschreiben. Dies soll Aussenstehenden die Nachvollziehbarkeit der Analysen ermöglichen. Diese ist besonders wichtig, weil Interpretationen, trotz der Auswertungsschritte, ein subjektiver Prozess der Forschenden sind. An dieser Stelle möchte ich darüber hinaus forschungsethische Überlegungen hervorheben, die bei der Interviewanalyse bedacht werden müssen. Lucius-Hoene und Deppermann (2002: 326) verweisen darauf, die „ethischen Implikationen“ der eigenen Arbeit vorab zu überdenken. Ausserdem empfehlen sie, „die kommunikativen Aktivitäten Ihres Gesprächspartners verstehend zu entfalten und nicht, sie unter weltanschaulichen, psycho- oder soziopathologischen Kategorien zu bewerten“. Es gilt dabei zu beachten, Wertungen und Verurteilungen zu vermeiden. Bei der Textinterpretation schliesse ich mich dem Prinzip der „wohlwollenden Interpretation“ (Lucius-Hoene und Deppermann 2002: 99; vgl. auch Scholz 1999) an:

„Dem Erzähler ist so lange wie möglich zu unterstellen, dass seine Äusserungen bedeutungsvoll sind, dass er sie selbst für wahr hält und dass sie eine systematische Funktion für sein Handeln und die Herstellung der Interaktionsbeziehung haben. Dazu gehört insbesondere auch die Annahme, dass er selbst gute Gründe für seine Äusserungen hat und dass diese zueinander in einem kohärenten und konsistenten Zusammenhang stehen.“

Im Folgenden möchte ich die einzelnen Arbeitsschritte der Datenauswertung vorstellen.

4.11.1 Auswertungsverfahren nach Schütze

In der Auswertung transkribierter Interviews orientierte ich mich an einem von Fritz Schütze (1983) entwickelten Analyseverfahren. Die Narrationsanalyse gliedert sich in die Abfolge von sechs Arbeitsschritten (Schütze 1983: 286-288):

1. Formale Textanalyse
2. Strukturelle inhaltliche Beschreibung
3. Analytische Abstraktion
4. Wissensanalyse
5. Kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte
6. Konstruktion eines theoretischen Modells

Es bedarf einer sequentiellen Analyseeinstellung, um die Prozessstrukturen des Lebensablaufs anhand von autobiographischen Stegreiferzählungen rekonstruieren zu können (Schütze 1983: 284). Die Auswertungsschritte 1. bis 4. dienen der Analyse eines Falles, d.h. eines Interviews, während die Schritte 5. und 6. die Einzelanalysen aller Interviews eines Samples zusammenführen. Jeder Fall wird somit zunächst für sich

ausgewertet, bevor Vergleiche zwischen den Fällen vorgenommen werden (Küsters 2009: 77).

Im Folgenden stelle ich Fritz Schützes Auswertungsvorgehen für narrative Interviews dar:

1. Formale Textanalyse

Der erste Auswertungsschritt ist die formale Textanalyse, in der die nicht-narrativen Textpassagen von den narrativen differenziert und die Erzählpassagen in einzelne Segmente unterteilt werden (Schütze 1983: 286).

2. Strukturelle inhaltliche Beschreibung

Im zweiten Schritt der Textanalyse, der strukturellen inhaltlichen Beschreibung, wird jedes einzelne Erzählsegment analysiert, wobei grosser Wert darauf gelegt wird, wie jemand die einzelnen Segmente abstuft, um die Bedeutsamkeit der einzelnen Ereignisse für den Gesamtzusammenhang herauszukristallisieren. Es wird versucht zu verstehen, welche Erlebnisse des Erzählers im jeweiligen Segment in welcher Darstellungsform und aus welcher Perspektive hervorgebracht werden. Ausserdem sollte interpretiert werden, warum bestimmte Themen nicht erzählt werden. Bei diesem Auswertungsschritt ist die Anwendung der Feinanalyse von grosser Bedeutung. Jedes Segment wird von Wort zu Wort, von Satz zu Satz analysiert. Jedes noch so kleine Phänomen ist hier von Interesse. Dabei werden zu jedem Satz, dann zu jedem Segment möglichst viele Lesarten entwickelt. Das Ziel der strukturellen Beschreibung ist die Rekonstruktion der Prozessstrukturen. „Die strukturelle Beschreibung arbeitet die einzelnen zeitlich begrenzten Prozessstrukturen des Lebensablaufs – d.h. festgefügte institutionell bestimmte Lebensstationen; Höhepunktsituation; Ereignisverstrickungen, die erlitten werden; dramatische Wendepunkte oder allmähliche Wandlungen; sowie geplante und durchgeführte biographische Handlungsabläufe heraus“ (Schütze 1983: 286).

3. Analytische Abstraktion

Im dritten Analyseschritt werden die Ergebnisse der strukturellen inhaltlichen Beschreibung aller Segmente, also die identifizierten Strukturen der grundlegenden biographischen Erfahrungsaufschichtung und des erzählten Prozessverlaufs von den Details der einzelnen Lebensabschnitte gelöst. Die abstrahierten Strukturaussagen zu den einzelnen Lebensabschnitten werden systematisch miteinander verknüpft. Bei der Analyse von biographisch narrativen Interviews wird versucht, die biographische Gesamtformung herauszuarbeiten. Mit dem Begriff „biographischer Gesamtformung“ wird „die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur“ (Schütze 1983: 286) bezeichnet.

4. Wissensanalyse

Im vierten Schritt werden die nicht-narrativen Textpassagen untersucht und die interpretativen, eigentheoretischen und argumentativen Beschreibungen der ErzählerInnen zur eigenen Lebensgeschichte und zur eigenen Identität herausgearbeitet. Der Schwerpunkt der Wissensanalyse liegt auf der Interpretation des „Ereignisablaufs,

der Erfahrungsaufschichtung und des Wechsels zwischen den dominanten Prozessstrukturen des Lebensablaufs“ im Hinblick auf ihre „Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion“ (Schütze 1983: 286-287). Nach diesem Vorgehen wird herausgearbeitet, was die fallspezifischen und die fallübergreifenden Erkenntnisse (z.B. über Erleidensprozesse) sind.

5. Kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte

Der fünfte Analyseschritt für narrative Interviews besteht darin, „sich von der Einzelfallanalyse des singulären Interviews zu lösen und kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte vorzunehmen“ (Schütze 1983: 287). Nach der Analyse des ersten Falles erfolgt also die Auswahl der nächsten Interviews durch die Strategie des minimalen und maximalen Vergleichs. An diesem Punkt des Auswertungsprozesses wird die Ebene der Einzelfälle verlassen und ein systematischer Bezug zwischen den Fällen des Samples hergestellt. Dies erfolgt in erster Linie auf der Basis der erarbeiteten analytischen Abstraktionen der Fälle, die miteinander kontrastiert werden (Küsters 2009: 168). Die so erhaltenen Ergebnisse werden dann in einem sechsten Analyseschritt eingebracht, bei dem die Konstruktion eines theoretischen Modells erarbeitet wird.

6. Konstruktion eines theoretischen Modells

Im letzten Analyseschritt bildet sich dann im fortschreitenden kontrastiven Vergleich zunehmend ein theoretisches Modell zu Prozessabläufen heraus, dessen theoretische Kategorien, die im fünften Schritt erarbeitet wurden, systematisch aufeinander bezogen werden. Durch weiteres Hinzuziehen von Fällen werden diese Kategorien so lange verdichtet, bis eine theoretische Sättigung erreicht wird. „Am Ende der theoretischen Auswertung stehen Prozessmodelle spezifischer Arten von Lebensabläufen [...] oder auch Prozessmodelle einzelner grundlegender Phasen und Bausteine von Lebensabläufen generell oder der Konstitutionsbedingungen und des Aufbaus der biographischen Gesamtformung insgesamt“ (Schütze 1983: 288).

4.11.2 Auswertungsverfahren nach Rosenthal

Gabriele Rosenthal hat das von Schütze entwickelte Analyseverfahren im Kontext des narrativen Interviews zum Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion ausgeweitet. In dieses Analyseverfahren flossen insbesondere Auswertungsprinzipien der von Ulrich Oevermann erarbeiteten objektiven Hermeneutik (vgl. 1979) ein sowie Ansätze der Gestalttheorie, die massgeblich von Aron Gurwitsch (vgl. 1975) beeinflusst wurde (Rosenthal 1995: 208-226; Rosenthal 2011: 186-211). Dabei wird, den Prinzipien der objektiven Hermeneutik folgend, die Rekonstruktion des biographischen Falls zunächst ohne Verfolgung der eigentlichen, spezifischen Forschungsfrage vorgenommen (Rosenthal 2011: 187). Grundlage des Auswertungsprozesses, der sich wie erwähnt an der objektiven Hermeneutik orientiert, ist das Prinzip der Rekonstruktion und Sequentialität, das aber auch die Kontextbedingungen des Interviews und die Interaktion als expliziten Arbeitsschritt einschliesst. Das Prinzip der Reflexivität wurde als weiteres Prinzip der rekonstruktiven Biographieanalyse herangezogen. Unter rekonstruktiv wird bei der Auswertung des biographischen Materials ein Vorgehen ver-

standen, bei dem nicht mit vorab definierten Kategorien an den Text herangegangen wird, sondern die Bedeutung einer Textpassage aus dem Gesamtzusammenhang des Interviews erschlossen wird. Die Haupterzählung wird nach dem Verfahren der thematischen Feldanalyse ebenfalls in ihrer sequentiellen Gestalt analysiert. Hierbei wird untersucht, in welcher Reihenfolge und in welcher Textsorte die Lebenserzählung von den BiographInnen dargestellt wird. Überdies wird die erlebte Lebensgeschichte rekonstruiert und untersucht, wie sich die einzelnen biographischen Erfahrungen in der Lebensgeschichte chronologisch aufgeschichtet haben. Bei dieser Vorgehensweise wird sowohl die sequentielle Gestalt der erzählten als auch die der erlebten Lebensgeschichte rekonstruiert, wobei dies in getrennten Analyseschritten ausgeführt wird (Rosenthal 2011: 186-187).

Rosenthal (2011: 187) beschreibt den Sinn des von ihr geforderten Vorgehens bei der Auswertung des Datenmaterials wie folgt:

„Ziel der Rekonstruktion ist, sowohl die biographische Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten als auch die Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart zu entschlüsseln. Wird bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte nach der biographischen Bedeutung einer Erfahrung zur damaligen Zeit gefragt, so stellt sich bei der Rekonstruktion der Lebenserzählung, bei der so genannten Text- und thematischen Feldanalyse, die Frage nach der Funktion der Darstellung des Erlebens für die interviewte Person in ihrem gegenwärtigen sozialen Kontext.“

4.11.3 Auswertungsschritte bei der biographischen Fallrekonstruktion

Die biographische Fallrekonstruktion besteht aus sechs aufeinander folgenden Auswertungsschritten (Rosenthal 2011: 187; Rosenthal 1995: 216):

1. Analyse der biographischen Daten (Ereignisdaten)
2. Text- und thematische Feldanalyse (Analyse der Textsegmente – Selbstpräsentation/erzähltes Leben)
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen (kann jederzeit erfolgen)
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
6. Typenbildung

Für die Auswertung meiner Interviews bin ich im Wesentlichen Rosenthals Analyseschritten gefolgt. Allerdings sind die oben skizzierten Schritte dieses Analyseinstruments der biographischen Fallrekonstruktion als Handlungsorientierung zu betrachten. Im Rahmen meiner Arbeit habe ich deshalb nicht alle Auswertungsschritte übernommen, sondern diese in Orientierung an Juhasz und Mey (2003: 127) und Spies (2010: 93, 162-171) an meine Forschungsfragestellung angepasst oder – wenn als sinnvoll erachtet – weggelassen.

Im Folgenden stelle ich die einzelnen Auswertungsschritte der Fallrekonstruktionen dar:

1. Analyse der biographischen Daten

Im ersten Analyseschritt werden biographische Daten (Geburt, Geschwister, Ausbildungsdaten, Familiengründung, Wohnortswechsel, Krankheitsereignisse etc.) in der chronologischen Abfolge von lebensgeschichtlich relevanten Ereignissen im Lebenslauf analysiert, die kaum an die Interpretation der erzählenden Person gebunden sind. Der Kontext für ein Ereignis, mit dem die BiographInnen konfrontiert waren, wird rekonstruiert, die Handlungsprobleme, die daraus resultieren sowie die Alternativen, die in der Situation zur Verfügung standen, werden gedankenexperimentell entworfen. Dieser Analyseschritt erfordert vielfältiges Kontextwissen zu den gegebenen historischen und gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen sich eine bestimmte Lebensgeschichte vollzieht (Rosenthal 2011: 188).

2. Text- und thematische Feldanalyse

Bei diesem Analyseschritt ist die Selbstpräsentation der BiographInnen und ihre sequentielle Gestalt der Gegenstand der Analyse. Der Text wird auf die in ihm erzählte Lebensgeschichte hin analysiert. Zur Vorbereitung der Analyse wird der Interviewtext gemäss seiner zeitlichen Abfolge sequenziert, d.h. in Analyseeinheiten gegliedert. In diesem Zusammenhang wird das Interview nach verschiedenen Textsorten (Erzählung, Beschreibung, Bericht, Argumentation), nach einem Sprecherwechsel zwischen InterviewerIn und ErzählerIn und nach einem Themenwechsel sequenziert. Es wird nacheinander Sequenz für Sequenz analysiert. Ziel ist hierbei, die Gegenwartsperspektive der BiographInnen zu rekonstruieren (Rosenthal 2011: 196-198). Es geht bei diesem Auswertungsschritt darum herauszufinden, welche Mechanismen die Auswahl der präsentierten Themen und deren Gestaltung, die Abfolge und Verknüpfung der Themen steuern, so dass ein übergeordnetes thematisches Feld¹⁵ beschrieben werden kann, in dem die Lebensgeschichte dargestellt wird (Rosenthal 2011: 196-197). „Interpretationsbedürftig sind bei diesem Analyseschritt die Art und die Funktion der Darstellung im Interview – und nicht die biographische Erfahrung an sich“ (Rosenthal 1995: 219). Dazu wird gefragt, welche thematischen Felder vom Biographen ausgestaltet werden, welche Felder nur andeutend thematisiert werden und welche Felder vermieden werden (Rosenthal 2011: 197-198). Zentral ist hierbei die Interpretation der Eingangssequenz (Rosenthal 1995: 219). Die diesem Analyseschritt zugrunde liegenden Fragen lauten (Rosenthal 2011: 200):

15 Rosenthal (1995: 50) beschreibt in Anlehnung an den Philosophen Aron Gurwitsch (1974), was ein Thema, ein thematisches Feld und ein Rand ist, wie folgt: „Das Thema ist das, womit wir uns in einem gegebenen Augenblick beschäftigen, das was im Zentrum unserer Aufmerksamkeit steht und jeweils in ein thematisches Feld eingebettet ist. [...] Das thematische Feld fällt nicht mit der dem Thema mitgegebenen Gesamtheit zusammen. Nur die mit dem Thema kopräsenten Gegebenheiten, ‚die als sachlich mit dem Thema zusammenhängend erfahren werden‘, sind Bestände des thematischen Feldes. Zum Rand hingegen gehören die nur zeitlich kopräsenten Gegebenheiten.“ Das Thema und das thematische Feld stehen laut Rosenthal (1995: 51) in einem Zusammenhang, der auf einer Einheit durch Relevanz beruht. „Das thematische Feld ist keine beliebige Anhäufung von Beständen, sondern diese stehen in einer bestimmten Anordnung und einer sachlichen Beziehung zum Thema. Ihre Verbindung ist eine Gestaltverbindung“ (Rosenthal 1995: 51). Das Thema und das thematische Feld stehen also in einer Wechselbeziehung zueinander. Dies bedeutet, dass sich mit dem Wechsel eines Themas auch das thematische Feld modifizieren kann (Rosenthal 1995: 53).

- Weshalb wird dieser Inhalt an diese Stelle eingeführt?
- Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Textsorte präsentiert?
- Weshalb wird dieser Inhalt in dieser Ausführlichkeit oder Kürze dargestellt?
- Was könnte das Thema dieses Inhalts sein bzw. was sind die möglichen thematischen Felder, in die sich dieses Thema einfügt?
- Welche Lebensbereiche und welche Lebensphasen werden angesprochen und welche nicht?
- Über welche Lebensbereiche und Lebensphasen erfahren wir erst im Nachfrageteil und weshalb wurden diese nicht während der Haupterzählung eingeführt?

Fischer-Rosenthal merkt hierzu an, dass gerade die Bereiche der erzählten Geschichte, die verschwiegen oder ausgeblendet werden, oft als bedeutsamer betrachtet werden können, als das, was explizit dargelegt wird (Fischer-Rosenthal 1996: 151). Am Ende der Analyse sollen die aus der Text- und thematischen Feldanalyse gewonnenen Annahmen das Verstehen von Erlebnissen in der Gegenwart ermöglichen.

3. Rekonstruktion der Fallgeschichte

Im dritten Auswertungsschritt werden gemäss der Auswertungslogik der Analyse der biographischen Daten alle weiteren biographischen Erlebnisse aufgenommen und in der Chronologie der erlebten Lebensgeschichte rekonstruiert. Die lebensgeschichtlichen Daten bzw. Erlebnisse werden an dieser Stelle mit den Erzählungen und Selbstdeutungen der BiographInnen kontrastiert (Rosenthal 1995: 220). Entlang des chronologischen Lebensablaufes bringt man nun die einzelnen Daten mit den Selbstaussagen der BiographInnen zusammen, d.h. jedes lebensgeschichtliche Datum wird mit Sequenzen aus dem gesamten Interviewtext angereichert, die sich auf dieses Datum beziehen (Rosenthal 2011: 202). Die vorausgegangene Text- und thematische Feldanalyse gibt uns für diesen Analyseschritt wichtige Aufschlüsse über die Gegenwartsperspektive der BiographInnen und über die funktionale Bedeutsamkeit ihrer Erzählungen für die aktuelle Präsentation ihrer Lebensgeschichte. In diesem dritten Verfahrensschritt geht es darum, die Perspektive in der Vergangenheit, die biographische Bedeutung, die die Erlebnisse damals für die BiographInnen hatten, zu rekonstruieren. Mit anderen Worten widmet sich die Rekonstruktion der Fallgeschichte der Entschlüsselung der Gestalt der erlebten Lebensgeschichte. Es wird also versucht, den Gestaltungsprozess sowohl der erzählten als auch der erlebten Lebensgeschichte nachzuzeichnen, ohne dabei deren wechselseitige Durchdringung aus dem Blickwinkel zu verlieren (Rosenthal 1995: 220-221).

4. Feinanalyse einzelner Textstellen

Der vierte Schritt der sequentiellen Feinanalyse bestimmter Textsequenzen orientiert sich am Vorgehen der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 1983). Es werden einzelne Textstellen feinanalytisch ausgewertet und anschliessend in den Gesamtzusammenhang eingeordnet. Ziel ist dabei, die latenten Sinnstrukturen des Textes zu entschlüsseln. Dieser Schritt dient der Überprüfung und Erweiterung gewonnener Hypothesen und Überlegungen aus den bisherigen Analyseschritten (Rosenthal 2011: 206). Die Feinanalyse ausgewählter Textstellen, mit der jede einzelne Äusserung nach dem Prinzip der Abduktion untersucht wird, ermöglicht überdies die Entdeckung bisher

ungeklärter Mechanismen und Regeln der Fallstruktur (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 155).

5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

In diesem Auswertungsschritt geht es darum, die Gesamtgestalt der erlebten und die der erzählten Lebensgeschichte zu kontrastieren.

„Durch die Kontrastierung erhalten wir Aufschluss über die Mechanismen des Vortelligwerdens und der Auswahl von Erlebnissen aus dem Gedächtnis und über deren jeweiligen Darbietung, über die Unterschiede zwischen Vergangenheits- und Gegenwartspektive und über die damit verbundene Differenz in der Temporalität von erzählter und erlebter Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995: 225).

Bei der Kontrastierung der erlebten und der erzählten Lebensgeschichte gilt es auch danach zu fragen, welche Funktion diese Präsentation für die BiographInnen hat und umgekehrt, welche biographischen Erfahrungen zu dieser Präsentation führen (Rosenthal 1995: 220-221). In der vorliegenden Arbeit habe ich die erzählte und erlebte Lebensgeschichte kaum je separat kontrastiert, sondern die Kontrastierung meist schon im Verlauf der anderen Analyseschritte ausgeführt.

6. Typenbildung

Der letzte Analyseschritt stellt die Typenbildung dar. Erst nach abgeschlossener Fallrekonstruktion wird die Fragestellung herangezogen und der Typus herausgebildet. Der Typus wird anhand des Einzelfalles entwickelt (Rosenthal 2011: 208). Die rekonstruktive Analyse entwickelt Generalisierungen nicht entlang der Frage der Häufigkeit eines Phänomens, d.h. nicht im numerischen Sinne als statistische Repräsentativität, sondern ausschliesslich aufgrund von Strukturgeneralisierungen. Die Grundthese ist dabei, dass ein Fall sowohl Allgemeines als auch Besonderes aufweist. Es lassen sich am Fall sowohl gesellschaftliche Regeln und Bedingungen als auch die fallspezifischen zur Anwendung kommenden Auswahlmechanismen rekonstruieren (Miethe 1999: 71, Rosenthal 1995: 210). „Die Typenbildung ist genuine Leistung der Analyse der Materialien im Rahmen des wissenschaftlichen Diskurses“ (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 155). Es handelt sich dabei um „konstruktivistische Realtypen“ und bei dem Ergebnis der Typenbildung um ein „symbolisches Konstrukt“. Die Konstruktion eines Typus, d.h. die Formulierung seiner äusseren Gestalt, orientiert sich in erster Linie am Forschungsinteresse, aber auch an den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen und aktuellen soziologischen Grundfragen (Fischer-Rosenthal und Rosenthal 1997a: 156). An dieser Stelle ist ebenfalls zu erwähnen, dass ich keine Typenbildung vorgenommen habe, da eine Rekonstruktion verschiedener Typen nicht das Ziel meiner Untersuchung war. Eine Typenbildung erschien mir nach dem Erkenntnisinteresse dieser Studie weniger relevant, soll doch eher das Verstehen von Depression bei Migrantinnen aus Lateinamerika im Gesamtzusammenhang ihrer Biographie ermöglicht und dargestellt werden.

4.11.4 Präsentation der Fallrekonstruktionen und Kontrastierung der Fallanalysen

Im Folgenden erläutere ich kurz, wie ich mit dem von mir erhobenen Interviewmaterial umgegangen bin. Die ergebnisorientierte Darstellung der zwei biographischen Fallrekonstruktionen in Kapitel 5 und 6 gliedern sich wie folgt: Zuerst stelle ich die Ergebnisse der ausführlichen Fallanalyse von zwei Fällen dar. Die Biographien wählte ich nach dem Prinzip der maximalen Kontrastierung aus. Jede extensive Fallrekonstruktion in dieser Arbeit beginnt mit einer Charakterisierung des Interaktionsrahmens der Interviews (Dausien 2002: 180). Bei der Auswertung der Interviews reflektierte ich zunächst in einem ersten Schritt auf der Grundlage der Interviewtranskriptionen, Interviewrapporte, Globalanalysen, Feldnotizen und den Einträgen der Feldtagebücher die Interviewsituation. Dieser Auswertungsschritt umfasste die Art der Kontaktaufnahme, die Beschreibung der ersten Begegnung, des Interview-Ortes, des Zeitpunkts und der Dauer des Gesprächs sowie der Aushandlungsprozesse vor dem Interviewbeginn. Des Weiteren analysierte ich die konkrete Interaktion zwischen der Interviewpartnerin und mir im Hinblick auf Machtverhältnisse, Interessen, Differenz- und Identifikationsaspekte sowie Interaktionsdynamiken (vgl. Dausien 2002). Hier hielt ich ferner meine ersten Eindrücke und Beobachtungen fest, ging auf die Art der Beziehung zwischen der Erzählerin und mir ein und schilderte das Interaktionsverhältnis, das sich zwischen uns entwickelt hat. Darauf folgte eine kurze biographische Selbstpräsentation der interviewten Migrantinnen aus Lateinamerika. Im nächsten Schritt wertete ich die biographischen Daten aus. Die Kontextualisierung der Eckdaten aus den Lebensläufen nannte ich biographisches Kurzportrait. Hier stellte ich die interviewte Frau durch eine biographische Kurzbeschreibung mit den zentralen Lebensereignissen, die aus den Lebensgeschichten rekonstruiert wurden, vor. Anschliessend folgte die biographische Fallanalyse. Die Analyse der Lebensgeschichten erfolgte nach dem Verfahren der biographischen Fallrekonstruktion, wie es von Rosenthal (1995) komponiert wurde. In dieses Vorgehen flossen weitere Herangehensweisen. So zog ich bei der sequentiellen Analyse der Transkriptionen zentrale Interpretationsstrategien der Biographieanalyse heran. Diese gliederte sich entsprechend des oben vorgestellten narrationsstrukturellen Auswertungsverfahrens nach Schütze (1983) in formale Analyse, strukturelle Beschreibung und analytische Abstraktion, die aus der Rekonstruktion der biographischen Gesamtformung besteht. Zudem wählte ich auch die Feinanalyse nach der objektiven Hermeneutik (Oevermann et al. 1979) aus. Am Ende der ausführlichen Einzelfallanalyse fasste ich die analytische Darstellung nochmals zusammen, um zentrale Aspekte der jeweiligen Biographie zu rekapitulieren. Im Anschluss an die Falldarstellungen habe ich die zwei rekonstruierten Biographien miteinander verglichen und kontrastiert. Amalia Torres' und Leonor Castros Einzelfallanalyse wichen in den analyserelevanten Aspekten sehr voneinander ab. Die Unterschiede zwischen diesen zwei Fallbeispielen sind so gross, dass sie eine wichtige Grundlage für die vergleichende Analyse zentraler biographischer und sozialer Prozesse im Lebensablauf von Frauen aus Lateinamerika, die in der Migration an einer Depression erkrankten, darstellen. Bei diesem Auswertungsschritt lag der Schwerpunkt auf der vergleichenden Analyse der Interviews hinsichtlich der für relevant erachteten Dimensionen. In einem weiteren Schritt analysierte ich anschliessend die Biographien aller 17 interviewten Migrantinnen anhand von fünf Themen, die sich

in den Erzählungen finden. Hierzu stellte ich Parallel- und Kontraststellen aus allen Interviews einander gegenüber. Mein Interesse richtete sich in dieser Untersuchung sowohl auf den individuellen Fall wie auch auf das darin zu entdeckende Allgemeine, deshalb sind die Kapitel aus dem empirischen Teil I und dem empirischen Teil II als gleichwertig zu betrachten. Wie weiter oben deutlich wurde, sind theoretische Verallgemeinerungen im Zusammenhang mit rekonstruktiven Fallanalysen auf zwei Arten möglich: über die Typenbildung am Einzelfall und über die Methode von Fallvergleichen. Im Verlauf der Theoriegenerierung zielte ich nicht darauf ab, eine Typenbildung vorzunehmen. In der vorliegenden Arbeit werden mittels Einzelfallanalysen (Typenbildung am Einzelfall) sowie über die Methode der (maximalen und minimalen) Fallrekonstruktion Aussagen entwickelt, die beanspruchen, dass sie sich theoretisch verallgemeinern lassen: In den dargestellten Fällen in Kapitel 5 und 6 lassen sich Erlebensprozesse rekonstruieren, denen ich hinsichtlich meiner Fragestellung allgemeine Bedeutung beimesse. Ausserdem wählte ich die Fälle nach der Methode des (maximalen und minimalen) kontrastiven Vergleichs aus und das entspricht damit einer mindestens impliziten Typenbildung, so dass sich fallübergreifende Aussagen ableiten lassen. Darüber hinaus kommen themenbezogene Vergleiche mit Material aus allen weiteren Interviews hinzu.